ruprecht

Heidelberger Studentenzeitung

November 2018 – Nr. 176 UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNTREU www.ruprecht.de @ruprechtHD



Die Folgen des Brexit sind noch immer ungewiss. Wie sich die Situation für Studierende ändern könnte – auf **Seite 15**

Ein Herz für Erstis

Von Bérénice Burdack

Erstis seit 1386: Der aktuelle Jahrgang irrt seit einem guten Monat durch die Stadt und macht älteren Semestern das Leben schwer.

Ob sie einem den unaufhaltsamen Alterungsprozess vorhalten, die Aussicht auf ein neues WG-Zimmer trüben oder sich auf Partys nicht abschleppen lassen – so mancher Nerv wird stark gereizt. Radikale sagen dem Ersti sogar jegliche Daseinsberechtigung ab, fordern Erstiaufnahmezentren vor den Toren der Stadt und sehen die Streichung des ersten Semesters mit der Folge des Studienbeginns im zweiten Semester als einzigen Ausweg. Doch was bewegt uns, so zu denken?

Natürlich ist es anstrengend, ständig nach dem eigentlich offensichtlichen Weg zum Hörsaal gefragt zu werden. Oder sich mühsam einen Weg durch Erstgruppierungen bahnen zu müssen, weil sie sich zum gemeinsamen Betreten der Neuen Uni auf dem Uniplatz treffen. Und die Krönung bilden dauerhafte Überfüllung sowie spontane Menschenketten auf dem Pflaster der Unteren Straße. Hat sich der Alltag schließlich beruhigt, ist plötzlich Hausarbeitenzeit. Das heißt, die wenig gereiften Erstis bunkern gefühlt bis zu fünfzehn Bücher auf den begehrten Bibliotheksplätzen, um sie nach neun Stunden der Nichtbenutzung nicht ins Regal zurück oder auf den Rückgabewagen zu stellen. Stattdessen werden große Türme mit Büchern anstelle von Bauklötzen gestapelt. Der leidenschaftliche Hater findet Grund zur Aufregung. Es ist mittlerweile vielleicht schon keine Verallgemeinerung mehr, wenn behauptet wird, dass die meisten Studienanfänger direkt nach dem Abitur den Weg zur Uni beschreiten und bei der Kneipentour den Milchbart mit Bierschaum vermengen.

Natürlich lässt sich das altbekannte ermunternde Plädoyer auf die Notwendigkeit dieser aufregenden und prägenden Phase des Studienbeginns halten. Wir alle sind einmal Erstis gewesen und mussten in Haushaltsführung, Lernen an der Uni und studentischem Alkoholismus debütieren. Während viele viele Menschen in wenig wenig Zeit kennenzulernen waren.

Vielleicht sollten wir den Fachschaften mehr kritische Aufmerksamkeit schenken. Letztendlich sind sie es, die junge verschüchterte Jugendliche mit einem Megafon anschreien und zum Exen von bunten Jellyshots zwingen, oder auf nervtötende Schnitzeljagden und Sackhüpfrennen hetzen.

Am Ende heilt die Zeit alle Wunden und die Erstis von heute regen sich über die Erstis von übermorgen auf. Und die Neuen singen dann wieder: „Eins, zwei, drei, vier, Bier, Bier, Bier, Bier. Fünf, sechs, sieben, acht, Bier, Bier, Bier, Bier!“



Ist es Kunst, wenn wir es tun?

In Heidelberg gelten strenge Regeln für Kunst im öffentlichen Raum. Doch bei namhaften Streetartkünstlern drückt die Stadt ein Auge zu

auf Seite 9

Foto: hst

Seebrücke statt Seehofer

Heidelberg positioniert sich zur Aufnahme von Geflüchteten. Der Gemeinderat spricht sich für die Unterstützung von Seenotrettung aus

„Wir sind besorgt um die Achtung der Menschenrechte in Deutschland und Europa.“ Mit dieser Begründung brachte die Fraktion der Linken und der Piraten einen Antrag in den Heidelberger Gemeinderat. Darin wurde Oberbürgermeister Eckart Würzner aufgefordert, einen Aufruf zur Aufnahme von Geflüchteten zu unterstützen. Befürwortet wurde dieses Anliegen von der SPD, die darum bat, die Tagesordnung um den Punkt der Seenotrettung zu ergänzen.

Die Abgeordneten waren somit am 18. Oktober aufgerufen, über zweierlei Punkte abzustimmen. Zunächst wurde eine Erklärung der Stadt diskutiert, im Rahmen internationaler Bemühungen zur Schaffung von sicheren Fluchtrouten beizutragen. Dem standen die Parteien beinahe positiv gegenüber. Ausnahme bildet hierbei die AfD, deren anwesende Abgeordnete Anja Markmann das Anliegen nicht unterstützte, sowie die Fraktion „Die Heidelberger“, die den Gemeinderat als nicht zuständig ansah.

Der zweite Teil beinhaltete die Forderung, dass der Oberbürgermeister in einem Brief an die Bundesregierung signalisieren soll, dass Heidelberg zur Aufnahme von Bootsgeflüchteten bereit sei. Teile der CDU hielten dies für reine Symbolpolitik, weshalb sie Gegenstimmen abgaben.

Sahra Mirow, Stadträtin und Fraktionsvorsitzende der Linken, zog nach dem Beschluss ein Resümee: „Wir freuen uns über die mehrheitliche Entscheidung des Gemeinderates. Das Signal, das wir damit als reiche Stadt aussenden, halte ich für sehr wichtig, denn leider hat sich vielerorts der Eindruck eingeschlichen, Geflüchtete wären eine Last.“ Das beobachte sie auch in der Region, führte sie aus.

Bisher war Heidelberg aufgrund des Ankunftszentrums im Patrick-Henry-Village, das der Verteilung von Geflüchteten in Baden-Württemberg dient, von der regulären Aufnahme ausgenommen. Heidelberg stellt sich nun in eine Reihe mit sogenannten Solidarity Cities: den Städten, die sich bereit erklärten, Bootsgeflüchtete aufzunehmen. In Deutschland sind das unter anderem Freiburg, Düsseldorf und Berlin. Wann und wie viele Menschen nach Heidelberg kommen können, liegt jedoch nicht in Händen der Stadt, sondern wird auf Bundes- und Länderebene entschieden.

„Damit eine Stadt ein sicherer Hafen ist, muss noch viel mehr dazukommen“, merkten Vertreter der Seebrücke an. Das Bündnis hat seit mehreren Monaten in der Stadt mit Demonstrationen und einer Petition auf die humanitäre Situation im Mittelmeer aufmerksam gemacht und so einen breiten Kreis an Unterstützenden gewonnen. **(nbi)**

Weiter auf Seite 8

Holbeinring weiter offline?

Im Wohnheim gibt es nach wie vor Probleme mit dem Internet

In den Wohnheimen des Studierendenwerks (StuWe) im Holbeinring gibt es erneut Probleme mit der Internetversorgung. Nachdem das gesamte Wohnheim im Juli 2017 drei Wochen lang aufgrund eines Anbieterwechsels vom World Wide Web abgeschnitten war, kommt es seit Beginn der Montage von LAN-Anschlüssen im August erneut zu Ausfällen.

„Die Verbindung ist sehr instabil und man fliegt ständig raus“, berichtet eine Bewohnerin. Dies sei in allen Häusern mit den neuen LAN-Anschlüssen ein Problem.

Das StuWe teilte auf Anfrage mit, dass es sich um vereinzelte Fehlermeldungen handle. „Das Internet über WLAN wurde auf Glasfaser umgestellt und steht zur Verfügung“, so eine Sprecherin. Die Installation der LAN-Anschlüsse laufe und sei bis Ende des Jahres abgeschlossen. Man stehe darüber hinaus im Austausch mit den Bewohnerinnen und Bewohnern.

Für diese stellt sich die Situation anders dar: Bei Beschwerden werde man an den Anbieter Nexabit verwiesen. Dieser sei jedoch nicht zu erreichen. Ein eigener Router dürfe auch nicht installiert werden, denn das sei laut Mietvertrag Grund für eine fristlose Kündigung. Die Bewohner haben nicht den Eindruck, dass sich das StuWe für die Internetversorgung verantwortlich fühlt. Schließlich sei diese laut Mietvertrag eine „freiwillige Leistung“. **(leh)**

Wohnungsnot in Heidelberg

Gegen Wohnungsnot, überteuerte Mieten und Diskriminierung – das von Studierenden ins Leben gerufene „Heidelberger Wohnraumbündnis“ möchte Missstände auf dem Heidelberger Wohnungsmarkt sichtbar machen. Bei der Kundgebung auf der Auftaktdemo unter dem Motto „Für bezahlbaren und guten Wohnraum für alle!“ informierten die Organisatoren Ende Oktober auf dem Universitätsplatz gemeinsam mit verschiedenen Gastrednern über bestehende Probleme. **(mtr)**



Schaumstoff, Schweiß und Spiel: Jugger ist ein Mix aus Football und Fechten. Mehr auf **Seite 7**

STUDENTISCHES LEBEN



Die Grenzen von Tag und Nacht leiden unter Lichtverschmutzung. Über Folgen und Lösungen auf **Seite 11**

WISSENSCHAFT



Das Computerspiel „Not Tonight“ zeigt den Brexit aus einer satirisch-dystopischen Perspektive auf **Seite 13**

FEUILLETON

Ein Klo für alle?

Reykjavík macht es vor: Im öffentlichen Raum soll es nur noch Unisex-Toiletten geben. Die Regelung wird diesen Herbst eingeführt. Sollte sich die Universität Heidelberg ein Vorbild daran nehmen? **(stw)**



Pit, 20
Biowissenschaften

„Mir ist das Thema eigentlich egal, doch bin ich nicht von Unisex-Toiletten überzeugt, weil sie eher zu Diskussionen und Konflikten führen. Ich finde getrennte Toiletten besser.“



Hannah, 26
Sonderpädagogik

„Ich fände Unisex-Toiletten an der Uni nicht schlecht. Sie gehören für mich zur Gleichberechtigung dazu. Zudem finde ich, dass bei Frauen immer die längeren Schlangen sind – es hätte also manche Vorteile.“



Umfrage und Fotos: deh, par

Claudia, 26
Politikwissenschaft

„Ich bin dafür, weil Unisex-Toiletten niemandem etwas wegnehmen, sondern LGBTQ-Menschen das Leben erleichtern. Der Kostenaufwand ist gering, weil ja lediglich ein Schild ausgetauscht werden muss. Und in den USA ist es auch bereits gängige Praxis.“

PRO

Nel Nußberger
Referent*in des Autonomen Queerreferats der VS Heidelberg



Foto: privat

Das sensible Thema der Unisex-Toiletten betrifft die geschlechtliche Identität (also das Geschlecht, dem man sich zugehörig fühlt) und nicht, wie häufig fälschlicherweise angenommen, die sexuelle Orientierung (wen man sexuell attraktiv findet). Die meisten Menschen benutzen täglich Unisex-Toiletten, ohne es zu bemerken. Sei es zu Hause, in sehr kleinen Restaurants oder in der Bahn – getrennte Toiletten zu haben, wäre hier aus Platz- oder Geldgründen nicht sinnvoll und bisher scheint es auch niemanden zu stören. Neben den getrennten Toiletten zusätzlich Unisex-Toiletten einzurichten schadet niemandem, hilft aber denen, deren Geschlecht nicht in das gängige Geschlechterverständnis passt. Vorhandene Strukturen können ohne viel Aufwand neu beschildert und in Neubauten eine Toilette eingebaut werden, die als neutrale Toilette fungiert, so wie es bereits zusätzlich barrierefreie Toiletten gibt. Wenn dies von Anfang an eingeplant wird, ist auch der finanzielle Aufwand minimal.

These 1: Genderneutrale Toiletten sind ein Luxusproblem.

Die physische und mentale Gesundheit aller Studierenden ist kein Luxus, sondern ein Grundrecht. Dazu gehört auch ein sicherer Zugang zu Sanitäranlagen. Ein WC-Besuch sollte eine alltägliche Handlung sein, über die sich Menschen, die nicht dem gängigen Geschlechterverständnis entsprechen, keine weiteren Gedanken machen sollten. Dies mag zwar nur eine relativ kleine Gruppe betreffen, gemessen an der Gesamtzahl aller Studierenden (neueste Studien gehen von 0,25 Prozent aus, berücksichtigen aber nur binäre Trans*-Menschen. Nicht-binäre und Inter-Menschen fallen heraus, deshalb gehen wir von deutlich mehr Betroffenen aus), jedoch müssen Probleme nicht hierarchisiert werden, um sie anzugehen. ‚Kleine' Probleme können parallel zu ‚großen' behoben werden, insbesondere wenn es sich um solche handelt, die bei richtiger Planung mit wenig Mehraufwand verbunden sind.

These 2: Geschlechtsgetrennte Toiletten können ein Problem für Menschen sein, die sich nicht in die traditionelle Geschlechtsordnung einordnen lassen.

Menschen, die nicht dem gängigen Geschlechterverständnis entsprechen, also trans*, inter, nicht-binär sind oder auch nur nicht typisch „weiblich“ oder „männlich“ aussehen, erfahren auf geschlechtergetrennten Toiletten häufig Abwertung durch Blicke, Sprüche, Fragen und auch physische Gewalt. Solche Erfahrungen führen dazu, dass öffentliche Toiletten gemieden werden. Angst vor Diskriminierung und damit verbundenes Vermeidungsverhalten stellen einen Stressfaktor dar, der sich negativ auf Wohlbefinden und Leistung im Allgemeinen und universitären Kontext auswirken kann. Mittelbare Folgen der Vermeidungsstrategien sind Dehydrierung, Harnwegsinfekte und Nierenerkrankungen und das Fernbleiben von Veranstaltungen.

These 3: Frauentoiletten bieten Frauen einen Rückzugs- oder Schutzraum.

Jeder Mensch hat das Recht auf einen Rückzugsraum. Bei Unisex-Toiletten geht es nicht darum, alle bestehenden Rückzugsorte für Frauen* abzuschaffen, sondern zusätzliche für alle einzurichten. Darüber hinaus sollten alternativ zur Toilette Safe Spaces zur Verfügung gestellt werden, damit sich alle zu jeder Zeit sicher fühlen können. Das Schaffen von Rückzugsorten in allen Bereichen des Lebens ist, nicht nur in den Toiletten, ein wichtiges Anliegen – der Umgang mit Minderheiten zeigt immer auch die Güte eines sozialen Systems an. Zudem sollten wir die Frage stellen, warum Frauen* und andere diskriminierte Gruppen überhaupt einen solchen Rückzugsort brauchen und das Problem an anderer Stelle angehen. Viele Menschen werden tagtäglich Opfer von Übergriffen und Belästigung. Erst wenn dem entgegen gewirkt wird, sinkt der Bedarf an Rückzugsorten.

CONTRA

Louisa Scherlach
Vorstandsvorsitzende des Rings Christlich-Demokratischer Studenten Heidelberg



Foto: Timo Berenz

Gender bezeichnet das soziale Geschlecht und kann performativ verstanden werden, so ist zum Beispiel keine Frau aufgrund ihres Geschlechts dazu verpflichtet oder dazu bestimmt, lange Haare zu tragen. In diesem Verständnis ist Gender eine individuelle Interpretation des biologischen Geschlechts (Sex). Es obliegt der Freiheit des Einzelnen, wie er sein Geschlecht ausleben will. Gender kann aber auch das soziokulturell konstruierte Geschlecht bedeuten. Das heißt, dass biologische Unterschiede negiert werden und die Binarität von Mann und Frau durch alltägliche Interaktionen erst entstehen würde. Dies ist aus biologischer Sicht schlicht falsch. Grundsätzlich ist der Mann die Person, die zum Befruchten bestimmt ist, während die Frau den Part der zu befruchtenden Person einnimmt, auch wenn dies die Performanz nicht komplett determinieren muss. Gender ist somit, je nach Nutzung des Begriffs, entweder keine (hochschul-)politisch relevante Kategorie, da Privatsache oder eine nicht haltbare Behauptung, die im politischen Diskurs aufgrund mangelhafter Faktenlage nichts verloren hat.

Gender ist erstens, performativ begriffen, Teil des Privaten, das außerhalb des (hochschul-)politischen Kompetenzrahmens liegt und zweitens eine nicht referenzielle, da höchst subjektive Kategorie. Gender im Sinne des soziokulturell konstruierten Geschlechts lehnen wir als ideologisch ab. Verkürzt gesagt halten wir diese Denkweise für ideologisch, weil sie von Grund auf das nötige Maß an Interdisziplinarität vermissen lässt und den wissenschaftlichen Ansprüchen von intersubjektiver Überprüfbarkeit und Objektivität nicht ausreichend genügt. Da unserer Auffassung nach die Universität ein weltanschaulich neutraler Raum sein sollte, orientieren wir uns in dieser Frage an den Fakten, also der Realität von Mann und Frau. Gender als rein subjektives und privates Konzept ist für uns keine politisch relevante Kategorie. Genderneutrale Toiletten sind unter anderem deshalb ein Luxusproblem.

Laut dem Biologen Axel Meyer ist das Ziel der Geschlechtsumwandlung von Transpersonen meistens der Wechsel im binären System, also beispielsweise von männlich zu weiblich. Intersexuelle sollten eine Toilette ihrer Wahl aufsuchen können, ohne dass ihnen ein negatives Gefühl vermittelt wird. Orientieren könnten sie sich an der Tendenz ihrer geschlechtlichen Performanz. Darüber hinaus ist es weder die Verantwortung der Politik, individuelle Lebensentwürfe und Selbstverwirklichungen zu kritisieren, noch ist es die Aufgabe, diese zu propagieren. Unser Staats- und Politikverständnis geht von einem Staat aus, der einen sicheren Rahmen bietet, in dem sich die Staatsbürger frei ausleben können. Orientieren muss sich dieser Rahmen jedoch an den Fakten, nicht an Ideologien.

Toiletten sind aufgrund ihrer Funktion ein sehr intimer Raum. In diesem Raum sollten Frauen geschützt vor jeder Art von Belästigung sein. Opfer sexueller Gewalt sind weit überwiegend Frauen und Männer die Täter. Daher halten wir es für angebracht, die Frauentoiletten als einen Ort zu verstehen, der tatsächlich als eine Art Rückzugs- oder Schutzraum dienen kann. Das heißt konkret, dass eine Frauentoilette auch Frauen vorbehalten bleibt. In Bezug auf die vorhergegangenen Fragestellungen, beziehungsweise die entsprechenden Antworten, wird auch deutlich wie unkonkret die Definitionen der „Gender“ sind, und somit die Frauentoilette informell zu einer „All-Gender-Toilette“ werden würde. Bei einer offiziellen und kompletten Abschaffung von Männer- und Frauentoiletten wäre die Toilette endgültig für niemanden mehr ein Schutzraum.

Was in der Grauzone bleibt

Schwangerschaftsabbrüche werden an den Universitäten uneinheitlich gelehrt. In Heidelberg wird der Eingriff nur in Ausnahmefällen durchgeführt. Über die Rechtslage und ihre Folgen für Lehre und Praxis

Mit Milch und ohne Zucker?“ Christof Sohn lächelt uns an und schreitet zur Kaffeemaschine. Der ärztliche Direktor der Universitätsfrauenklinik Heidelberg wirkt entspannt. Er freue sich, unsere medizinischen Fragen zum Schwangerschaftsabbruch zu beantworten. „Was genau wollen Sie denn wissen?“, fragt Sohn, gekleidet in Weiß, Kaffeekocher in der Hand.

Er muss unser Thema falsch verstanden haben: „Es geht uns eigentlich um die Behandlung von Abtreibungen in der Lehre“, erklären wir ihm. „Und an Ihrem Krankenhaus.“ „Oh“, entgegnet Sohn überrascht und bleibt stehen. Zögernd stellt er die Kaffeetassen auf den Tisch. „Da haben Sie sich ja ein sehr sensibles Thema ausgesucht. Das ist sehr komplex, sehr umstritten.“

Nachdenklich setzt er sich an den Tisch; wir trinken alle einen Schluck.

Von Fall zu Fall

Rund 100 000 Schwangerschaftsabbrüche wurden nach Angaben des Statistischen Bundesamts 2017 durchgeführt – davon 8584 in Baden-Württemberg. Grundsätzlich stehen Abbrüche in Deutschland unter Strafe. Ausgenommen davon sind Eingriffe bis zur 12. Schwangerschaftswoche sowie bei medizinischer und kriminologischer Indikation. Wer in Deutschland abtreibt, muss mit einer Geldstrafe und im schlimmsten Fall mit einer Freiheitsstrafe von bis zu fünf Jahren rechnen.

„Bis Ihre Leserinnen und Leser fertige Frauenärzte sind, wird die Welt ganz anders aussehen“, antwortet uns der Bundesverband der Frauenärzte e.V. (BVF) auf unsere Anfrage. „Wollen Sie das Thema dann wirklich jetzt noch behandeln?“

Ja, wollen wir. Denn die bestehende Gesetzeslage führt zu Unregelmäßigkeiten in der Umsetzung: In Deutschland dürfen Unikliniken selbst entscheiden, ob und in welchen Fällen sie Schwangerschaftsabbrüche durchführen. Gemeinsam mit seinem Team hat Sohn entschieden, dass die Klinik unter seiner Leitung Abbrüche nur bei medizinischer Indikation und in Ausnahmefällen vornimmt. „Eine Abtreibung will niemand ohne Grund und Not“, erklärt er. „Aber ich muss es nicht tun, wenn ich nicht dahinter stehe.“ Paragraph 12, Absatz 1 des Schwangerschaftskonfliktgesetzes sieht ein Weigerungsrecht vor. Demnach können Ärztinnen nicht verpflichtet werden, an einem Abbruch mitzuwirken. Dieser Absatz gilt aber nicht im Falle einer medizinischen Indikation.

Sohn ist auch Chefarzt am evangelischen Krankenhaus Salem. Sein Stellvertreter am Salem, Christoph Domschke, arbeitet ebenfalls an der Universitätsfrauenklinik und ist dort für das ärztliche Qualitätsmanagement zuständig. Für seine Entscheidung gibt Sohn religiöse Gründe an: „Ich komme aus einem christlichen Elternhaus. Ich habe christliche Werte erzogen bekommen. Natürlich fühle ich mich einer christlichen Moral verpflichtet.“

Kristina Hänel sieht das anders: „Es ist klar, dass niemand gegen sein Gewissen verpflichtet werden kann, einen Abbruch durchzuführen. Es kann aber genauso gut niemand gegen sein Gewissen gezwungen werden, einen Abbruch zu unterlassen. Wenn ein*e Chef*in seinen/ihren Mitarbeiter*innen Abbrüche untersagt, nur weil er/sie selbst für sein/ihr Gewissen religiöse Gründe angibt, dann ist das unzulässig“, sagt die Gynäkologin dem *ruprecht*.

> „Wenn jemand religiöse Gründe angibt, ist das unzulässig“

Der Fall der Gießener Ärztin hat die Debatte über den Paragraphen 219a dieses Jahr neu angestoßen. Weil sie auf ihrer Webseite über Schwangerschaftsabbrüche informierte, verhängte das Landgericht Gießen im Oktober eine Geldstrafe in Höhe von 6000 Euro gegen sie. „Wir leben in einem säkularen Staat. Wenn eine Uni christlich argumentiert, widerspricht das dem Grundgesetz. Es gebietet eine weltanschaulich neutrale Haltung.“

Das Sozialministerium Baden-Württemberg gibt uns keine Stellungnahme dazu, inwieweit Sohns Entscheidung mit dem Anspruch einer neutralen Entscheidungsgrundlage vereinbar ist.

In besonderen Fällen weicht die Frauenklinik Heidelberg von ihrer Regelung ab: Obwohl Trisomie 21 prinzipiell kein Grund sei, um abzutreiben, würde Sohn bei einem Elternpaar, das bereits ein Kind mit Down-Syndrom hat und nun ein weiteres krankes Kind erwartet, nochmal darüber nachdenken.

„Aber dann sagen Sie ja nicht prinzipiell: keine Abtreibungen“, merken wir im Gespräch mit ihm an. „Sie entscheiden das von Fall zu Fall.“

„Immer von Fall zu Fall“, erwidert der Klinikdirektor sofort. In solchen Situationen entscheide eine interne Kommission: „Da sind immer zwei bis drei Oberärzte und Assistenten dabei. Und dann wird das diskutiert.“ Es wird still, Sohn greift zur Tasse. „So relativ ist die ganze Sache.“

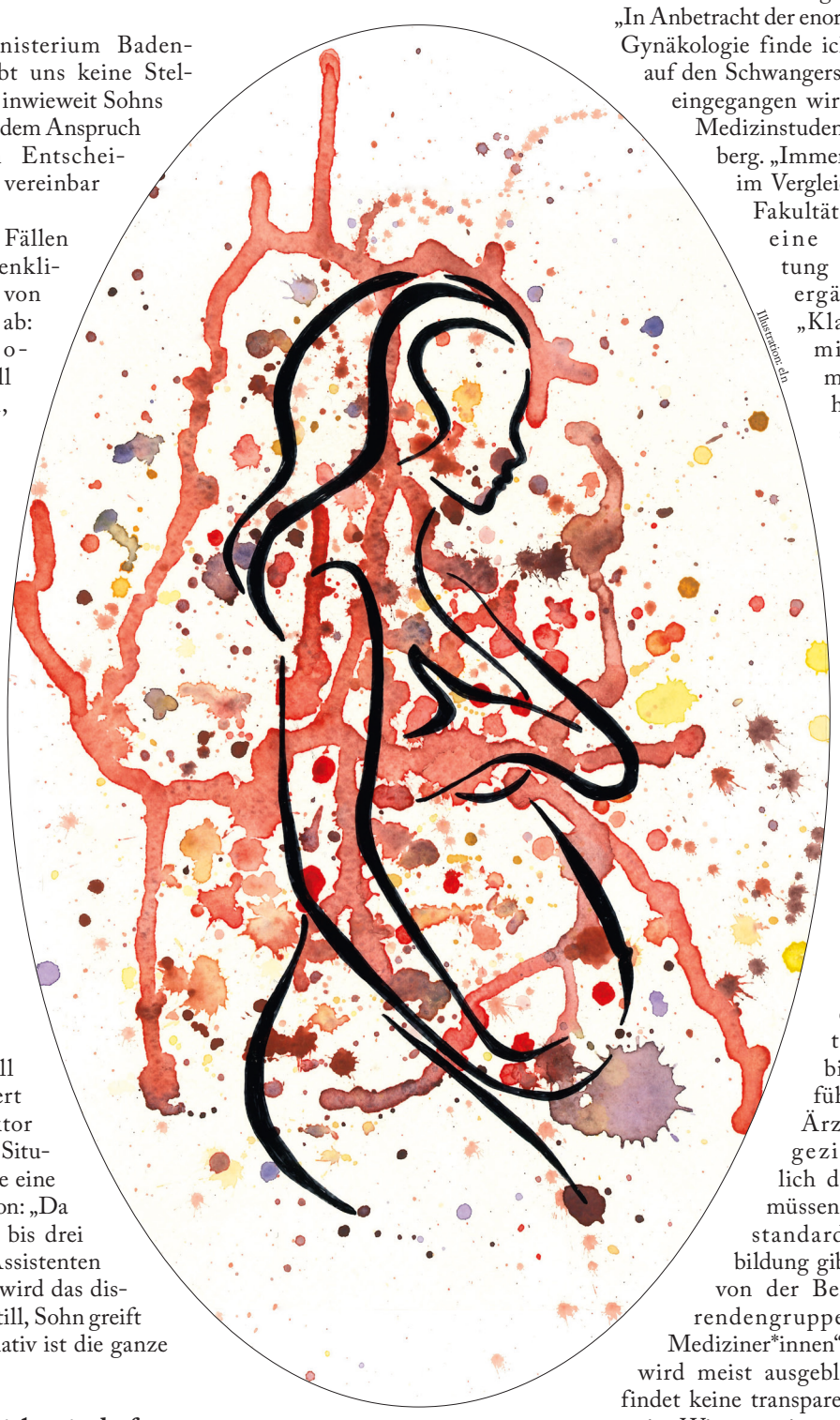


Illustration: dh

Etwas, das nicht sein darf

Die Zahl der niedergelassenen Ärztinnen in Heidelberg, die Schwangerschaftsabbrüche durchführen, ist Null. „Wir müssen die Frauen nach Mannheim, Ludwigshafen und Karlsruhe schicken“, erzählt uns Gülten Öz, Paar- und Familientherapeutin am Internationalen Frauen- und Familienzentrum Heidelberg e.V. (IFZ).

Seit 1991 bietet die staatlich anerkannte Beratungsstelle unter anderem Schwangerschaftskonfliktberatungen an. In Heidelberg stellt der Verein neben Pro Familia, Donum Vitae und dem Diakonischen Werk auch den Beratungsschein aus, den Frauen beim Gynäkologen vorzeigen müssen, um einen Abbruch zu bekommen. „Es gibt wirklich gar keine Ärzte?“, fragen wir ungläubig; diesmal mit einer Tasse Tee in den Händen.

„Nein. Nicht mehr“, sagt Andrea Dondelinger, Geschäftsführerin des IFZ. Vor zwei Jahren habe es einen Arzt in der Stadt gegeben, der Abtreibungen anbot. „Er war für einige Jahre hier und ist gegangen, wegen der Aktivitäten der ‚Lebensschützer‘.“ Das Hauptproblem konnte er allerdings auch nicht lösen: Dem rbb-Magazin *Kontraste* zufolge ist die Zahl der Praxen und Kliniken, die Schwangerschaftsabbrüche anbieten, in Deutschland seit 2003 um 40 Prozent gesunken – von 2000 auf 1200. Die Situation sei in Heidelberg ähnlich, bestätigt Dondelinger: „Seit den letzten 15 Jahren war die Nachfrage nie gedeckt.“

Der Rückgang könne an der Tabuisierung in der Lehre liegen: „Das Thema wird an vielen Unis gar nicht angesprochen“, meint Celina*, Medizinstudentin an der Universität Heidelberg. „Damit wird es zu etwas gemacht, was nicht sein darf.“

Nach Angaben der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe e.V. (DGGG) obliege es den jeweiligen Dekanaten, welche Methoden an den verschiedenen Hochschulstandorten bei der Ausbildung im Vordergrund stehen; die praktische und theoretische Umsetzung verantworteten die jeweiligen Fakultäten. Im Gegenstandskatalog sei klar definiert, was im Rahmen der studentischen Ausbildung bezüglich Schwangerschaftsabbrüchen vermittelt werden sollte. Trotzdem scheint die Lehre deutschlandweit uneinheitlich: „In welcher Art und in welchem Umfang dies an den jeweiligen medizinischen Fakultäten erfolgt, ist nicht bekannt und müsste durch eine gezielte Umfrage ermittelt werden“, sagt uns der DGGG.

> „Das Thema wird an vielen Unis gar nicht angesprochen“

In Heidelberg etwa würden rechtliche und ethische Aspekte, die verschiedenen Arten des Abbruchs sowie körperliche und psychische Nachwirkungen thematisiert: „In Anbetracht der enormen Breite der Gynäkologie finde ich, dass genug auf den Schwangerschaftsabbruch eingegangen wird“, sagt Kim*, Medizinstudentin aus Heidelberg. „Immerhin haben wir im Vergleich zu anderen Fakultäten überhaupt eine Veranstaltung zum Thema“, ergänzt Celina. „Klar hätte ich mich gefreut, mehr dazu zu hören, aber es stellt sich die Frage, ob das wirklich im Grundstudium berechtigt ist – es wird ja nur ein Bruchteil der Studierenden Frauenarzt oder -ärztin.“

In Berlin hingegen sei der Abbruch kein verpflichtender Bestandteil der Fachärztinnen-ausbildung. „Das führt dazu, dass Ärzt*innen sich gezielt zusätzlich damit befassen müssen und es keine standardisierte Ausbildung gibt“, sagt Anna von der Berliner Studierendengruppe „Kritische Mediziner*innen“. „Das Thema wird meist ausgeblendet und es findet keine transparente und qualitative Wissensweitergabe statt.“ Dies führe zur Verwendung von veralteten Methoden wie beispielsweise der Ausschabung, die gegenüber der Absaugmethode höhere Risiken berge.

Aus diesem Grund hat sich 2015 die Studierendeninitiative „Medical Students for Choice“ an der Berliner Charité gebildet. Sie fordert, Schwangerschaftsabbrüche sowohl im Grundstudium als auch in der Fachärztinnenausbildung verstärkt zu besprechen – derzeit würde im ersten Teil der Ausbildung lediglich auf ethische, rechtliche und gesellschaftspolitische Aspekte eingegangen. Die feministische Gruppe bringt in ihren Workshops Studierenden an einer Papaya bei, wie die Absaugmethode funktioniert. „Wir wollen den Schwangerschaftsabbruch durch Wissensvermittlung entstigmatisieren, den Studierenden die Angst vor dem Eingriff nehmen und sie anregen, darüber nachzudenken, ob sie sich als angehende Gynäkolog/innen vorstellen können, den Abbruch selbst durchzuführen.“

Sohn entgegnet: „Das finde ich an den Haaren herbeigezogen. Ich lehre doch Studenten auch nicht, wie sie eine Operation am Eierstock durchführen. Das ist doch viel zu früh.“ Die genaue Durchführung würden Assistenzärztinnen auf ihrem Weg zum Facharzt lernen – in die studentische Lehre gehöre das nicht.

Die Studierendengruppe gehe allerdings das Nachwuchsproblem an, „in Anbetracht des Umstandes, dass die meisten meiner Kolleg*innen, die Abbrüche machen, bald in den Ruhestand gehen oder schon im Ruhestand sind“, merkt Hänel an.

Mit einem Bein im Gefängnis

Liegt die Ursache für dieses Nachwuchsproblem möglicherweise in der gesetzlichen Grauzone? Auf die Frage, welche Auswirkungen Paragraph 219a auf die Ausbildung von Gynäkologinnen hat, antwortet der Präsident des BVF Christian Albring: „Keine.“ Hänel ist anderer Meinung: „Die Furcht, in die Illegalität zu geraten und einen Stempel aufgedrückt zu bekommen, ist aus meiner Sicht auch in der Ausbildung groß.“ Sie erklärt: „Wenn man die Wahl hat, als gesellschaftlich geachtete*r Mediziner*in zu praktizieren oder durch die eigene Arbeit immer mit einem Bein im Gefängnis zu stehen, fällt den meisten die Wahl nicht schwer.“

Auch Sohn musste mit dem rechtlichen Balanceakt zwischen Straffreiheit und strafrechtlicher Verfolgung kämpfen: Werde eine nicht-natürliche Todesursache im Todesschein eines Neugeborenen angegeben, stehe die Staatsanwaltschaft am gleichen Tag vor der Tür. Das kann beispielsweise bei einem Fetozid passieren, der im Falle einer medizinischen Indikation beim Spätabbruch vorgenommen wird. Dabei wird Kaliumchlorid in die Nabelschnur gespritzt, das ungeborene Kind stirbt im Mutterleib. „Der Arzt, der den Abbruch durchgeführt hat – medizinisch korrekt, alles korrekt – wird trotzdem vors Gericht gezogen“, beschreibt Sohn. „Sie sehen: Ich schwimme.“

Mehr Fragen als Antworten

„Wir haben erstmal keine weiteren Fragen an Sie“, sagen wir nachdenklich; den Tee haben wir ausgetrunken. Wir denken über die letzten drei Wochen unserer Recherche nach, über Vereine, die Interviews aufschieben und intransparente Strukturen, die Einblicke verwehren. Und darüber, dass Heidelberg, die weltoffene Universitätsstadt, gar nicht mehr so offen wirkt. „Wollen Sie noch etwas sagen?“, fragen wir Öz vom IFZ. Sie lächelt. „Ja, uns bedanken. Dafür, dass Sie darüber schreiben.“

**Name von der Redaktion geändert*

Sonali Beher (21) und Eylül Tufan (20)



ließen sich trotz Gegenwind nicht davon abhalten, mit ihrer Recherche weiterzumachen und Fragen zu stellen.

„Ich werde mich beweisen müssen“

Im Interview spricht die neue Geschäftsführerin des Studierendenwerks Tanja Modrow über ihren Führungsstil, ihre Vorgängerin und die Internetprobleme in den Wohnheimen

Nachdem Ulrike Leiblein nach 30 Jahren im Studierendenwerk Heidelberg (StuWe) in Rente ging, hat Tanja Modrow Anfang Oktober die Geschäftsführung des StuWe übernommen. Der Studierendenrat spricht von einer „neuen Zeitrechnung“. Modrow war zuvor als Geschäftsführerin des Evangelischen Stadtkirchenbezirks Pforzheim tätig, fährt gerne Rad und ist Mutter von vier Kindern.

Wenn Sie dem Bürostress in der Mittagspause entfliehen: Was essen Sie in der Zeughaus-Mensa am liebsten?

Querbeet. Ich mache einmal die Runde, schaue was lecker ist und dann gibt es meistens von allem ein Häppchen. Ich gehe fast täglich rüber in die Mensa und esse dort, denn ich finde es sehr schön, wie das Leben da draußen tickt und man bekommt auch was mit.

Die letzten fünf Jahre waren Sie Geschäftsführerin der Evangelischen Kirchenverwaltung in Pforzheim. Welche Erfahrungen aus dieser Zeit nehmen Sie mit in die neue Tätigkeit?

Als Geschäftsführerin hatte ich Verantwortung für 420 Mitarbeiter und viele hundert Ehrenamtliche. Ich hatte aber auch die Geschäftsführung von 22 Kitas inne, ganz viel im Baubereich, Sanierung, Kirchen, Wohnhäuser, Sozialwohnraum. Deshalb kann ich in einigen Bereichen von Erfahrungen sprechen, die hier auch notwendig sind. Außer im BAföG-Bereich – den habe ich selbst noch nicht bedient.

Wie fühlt es sich an, dieses Amt zu übernehmen, nachdem Ihre Vorgängerin Ulrike Leiblein 30 Jahre lang in der Geschäftsführung tätig war – schweres Erbe oder Impuls für einen Neuanfang?

Das Erbe ist da. Ich würde das in beide Richtungen beantworten. Frau Leiblein hat natürlich hervorragende Arbeit geleistet, was das Image des Studierendenwerks angeht und ihren Fußabdruck hier hinterlassen. Aber ich glaube auch, dass jetzt ein Zeitenwechsel ist, und dementsprechend werde ich versuchen, meinen eigenen Fußabdruck drüberzulegen.

Zuletzt stand das StuWe Heidelberg wegen seiner Arbeitsbedingungen stark in der Kritik. Welche konkreten Maßnahmen wollen Sie ergreifen, damit sich die Beschäftigten in Zukunft geschätzt und gehört fühlen?

Ich kann nicht beurteilen, ob die Mitarbeiter geschätzt und gehört worden sind. Ich war ja nicht dabei. Als ich an der Westküste von Frankreich meinen Jahresurlaub gemacht habe, habe ich das natürlich aktiv mitbekommen, was hier los ist. Die Frage, was ich tun werde, muss ich korrigieren: Ich tue schon – glaube ich. Ich war zum Beispiel heute in der Zentralmensa und habe mich dem Team vorgestellt, habe dort erzählt, wer ich überhaupt bin. Vorhin war ich drüben im Café bei uns hier im Marstall und hab einfach mal gefragt, wie es geht, und eine Studentin getroffen und bin mit ihr ins Gespräch gekommen. Ich finde es wichtig, dass wir alle eins sind. Ob jetzt mit studentischem Hintergrund oder nicht. Das ist eigentlich völlig egal. Jeder bekommt seine Rechte und muss auch seine Pflichten wahrnehmen. Was mir wichtig wäre, ist die Kommunikation und die Transparenz.



Foto: lst

Tanja Modrow in ihrem neuen Büro im Marstallhof

Wie lässt sich denn eine möglichst kostengünstige Verpflegung der Studierenden mit guten Arbeitsbedingungen für die Angestellten in den Mensen und Cafés verbinden?

Das ist genau der Spagat, den wir machen müssen. Im Moment bin ich dabei, dementsprechende Zahlen zu erheben, um überhaupt vernünftige Entscheidungen treffen zu können. Wenn wir es schaffen sollten, das ganze System zu optimieren, schaffen wir vielleicht auch, Nachhaltigkeit noch stärker in den Fokus zu stellen. Aber natürlich können Sie sich auch vorstellen, ein Tellergericht für 2,50 Euro mit Fleischanteil – ich meine, gehen Sie mal in den Supermarkt – das ist eine Herausforderung. Ich denke, wir sollten versuchen, alle Bedarfe der Studierendenschaft bedienen zu können. Wobei wir da keine Klassengesellschaft bilden dürfen – das finde ich ganz wesentlich.

Am 25. Oktober fand ein Gespräch zwischen Ihnen und Mitgliedern des AK Studentische Aushilfen statt. Werden Sie zukünftig mit den Studierenden in Kontakt bleiben, und wenn ja, wie?

Es soll bereits im Dezember ein neuer Termin vereinbart werden, sodass man in die Kommunikation geht. Ich habe keine Angst vor diesen Kontakten. Im Gegenteil: Ich empfinde sie als bereichernd. Sie werden nicht immer reibungslos laufen. Das ist ganz klar, weil da auch verschiedene Interessenlagen da sind. Aber es kann auch sehr konstruktiv und bereichernd sein. Deswegen soll regelmäßig ein Kontakt stattfinden.

Möchten Sie künftig wieder mehr Studierende anstellen?

Es ist ja klar, dass Sie diese Frage stellen. Es wird auf jeden Fall so sein, dass wir Beschäftigte mit Studierenden-Hintergrund haben werden. Mehr kann ich noch nicht versprechen. In welcher Form, prozentual oder welcher Höhe, kann ich Ihnen nicht sagen. Ich muss erstmal eine vernünftige Bedarfsanalyse und eine gute Personalplanung machen. Sonst mache ich Versprechungen, die dann vielleicht nicht eingehalten werden, und das tue ich nicht. Ich werde keinen Rückwärtssalto machen, das habe ich versprochen und dazu stehe ich auch.

In den Wohnheimen des StuWe wird seit langem Internet angekündigt – wann können die Bewohner mit dem Anschluss ans World Wide Web rechnen?

Es fanden schon einige Gespräche statt. Es ist natürlich ein Problem, wenn ein Studi keinen Internetzugang hat – ich könnte gar nicht ohne Internet leben. Aber auch da kann ich erst ab dem Punkt ansetzen, wo ich hier gestartet habe. Im Holbeinring gibt es durchaus Internet. Was zusätzlich aber versprochen worden ist, sind die LAN-Buchsen, und da gab es einige Probleme. Wir gehen aber davon aus, dass im Januar oder im Februar – ich baue immer gerne einen Puffer ein – alle versorgt sein werden. In den Europahäusern in der Altstadt muss das aktuelle Konzept überdacht werden, danach können wir Entscheidungen treffen.

Was ist ein konkretes Ziel, das Sie in Abgrenzung zur vorigen Geschäftsführung in Zukunft erreichen möchten?

Das ist eine fiese Frage! Ich möchte mich gar nicht so abgrenzen. Das war die Ära Leiblein und jetzt ist die Ära Modrow, und die tickt einfach komplett anders. Ich werde mich jetzt hier beweisen müssen. Wir müssen noch passgenauer für die Studierendenschaft sein. Aber natürlich auch für meine Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Deswegen darf ich nicht nur an die Studierenden denken, sondern auch an mein eigenes Haus.

Wie würden Sie den „Führungsstil Modrow“ in drei Worten beschreiben?

Transparent, kooperativ, leistungsorientiert.

Das Gespräch führten Cornelius Goop und Alexandra Koball.

Kommentar

Nur Halbgegartes

Das Bild, welches das Studierendenwerk in den letzten Monaten abgegeben hat, war alles andere als rühmlich. Wie kann es sein, dass in einer Anstalt, deren vornehmliches Ziel darin besteht, der sozialen Betreuung und Förderung der Studierenden zu dienen, ein Arbeitsklima entsteht, bei dem studentische Angestellte, sobald sie berechtigte Kritik üben, Angst haben müssen, ihren Job zu verlieren? Wie kann es sein, dass das Abhängigkeitsverhältnis der Studierenden von ihrem Job derart schamlos ausgenutzt wird? Weshalb erhält Frau Leiblein einen Tag vor ihrem Abschied einen Brief vor einer langjährigen Sachbearbeiterin, in der ihr Ignoranz und Eigeninteresse vorgeworfen wird? Diese und viele weitere Fragen sind bis heute nicht geklärt worden. Es mag zwar sein, dass sich seit Beginn diesen Jahres einiges geändert hat, doch alle Missstände sind bei Weitem noch nicht aus der Welt geschafft. Neue Ungerechtigkeiten sind sogar entstanden. Es bleibt zu hoffen, dass Tanja Modrow sich dies zu Herzen nimmt, und dass sie sich ein eigenes, unabhängiges Bild von der Lage macht. Nur so kann es gelingen, ein Studierendenwerk mit guter Arbeitsatmosphäre, Wertschätzung für die Studierenden und Chancengleichheit zu schaffen. Denn so wichtig der Blick auf die Vergangenheit ist, so wichtig ist es auch, lösungsorientiert in die Zukunft zu schauen.

Von Cornelius Goop

Chronik des Arbeitskampfes

Vorwürfe über unfaire Arbeitsbedingungen für die studentischen Beschäftigten in den Mensen und Cafés des Studierendenwerks (StuWe) gibt es schon länger. Bereits im Jahr 2012 hatte der ruprecht über Tagesarbeitsverträge und zweifelhafte Verhältnisse berichtet. So versprach die Geschäftsführerin Ulrike Leiblein schon Anfang 2013 in einem Interview mit dem ruprecht, dass studentischen Beschäftigten in Zukunft nicht mehr einfach gekündigt werden könne, wenn sie ihre Regelstudienzeit um mehr als 4 Semester überschreiten. Eingehalten wurde dieses Versprechen nie.



Foto: rup

Dezember 2017 / Januar 2018: Mit Aktionen und Gesprächen beginnen der Studierendenrat (StuRa) und die Gewerkschaft ver.di erneut auf schlechte Arbeitsbedingungen aufmerksam zu machen. Um Tarifverträge zu umgehen, werden die circa 250 studentischen Aushilfen beim StuWe über ein Subunternehmen mit Tagesverträgen beschäftigt. Da jeden Arbeitstag ein neuer Vertrag unterschrieben wird, haben die Studierenden keinen Anspruch auf bezahlten Urlaub oder Lohnfortzahlung im Krankheitsfall. ver.di spricht von „prekären Arbeitsbedingungen“. Auch das Arbeitsklima in einigen Mensen wird kritisiert.

8. Februar: Nachdem der ruprecht und andere Medien über die Zustände berichtet haben, stellt die SPD im Landtag von Baden-Württemberg eine Kleine Anfrage an das Wissenschaftsministerium zu dem Thema. Ministerin Theresia Bauer verspricht, Gespräche zu führen.

März: Als Reaktion auf die öffentliche Kritik bildet sich eine Arbeitsgruppe aus der Geschäftsleitung des StuWe und Studierenden, um Lösungen zu erarbeiten – jedoch ohne Beteiligung der Verfassten Studierendenschaft (VS) oder der Gewerkschaft. Kurz darauf wird bekanntgegeben, dass die Studierenden ab dem Sommersemester 2018 befristete Verträge mit fester Stundenzahl, die auf dem Tarifvertrag für den öffentlichen Dienst basieren, erhalten sollen.

1. August: Das Sozialreferat des StuRa wendet sich mit einem offenen Brief an das Wissenschaftsministerium, etwa zwei Wochen später senden auch die studentischen Beschäftigten eine E-Mail an die Mitglieder des Verwaltungsrats des StuWe. Es wird kritisiert, dass die Studierenden seit der Vertragsumstellung gegenüber den nicht-studierenden Festangestellten benachteiligt werden, außerdem seien seither keine neuen Studierenden mehr eingestellt worden. Auch wurden in 51 Fällen die Verträge nicht verlängert, insbesondere bei Personen, die sich zuvor kritisch geäußert hatten.

14. August: Die SPD stellt im Landtag erneut eine Kleine Anfrage bezüglich der Anschuldigungen. Theresia Bauer verspricht die Durchführung eines Runden Tisches im Oktober.

31. August: Nach Aufruf durch die Referatekonferenz der VS findet auf dem Uniplatz eine Boykottaktion gegen das StuWe statt. Am Freitag wird das Bundesligaspiel Hannover gegen Dortmund und am Sonntag der Tatort von etwa 50 Personen nicht im Marstall, sondern auf einer selbst aufgebauten Leinwand geschaut.



Foto: nbi

28. September: Während der Verabschiedung der bisherigen Geschäftsführerin Ulrike Leiblein in den Ruhestand demonstrieren in der Altstadt Studierende unter dem Motto „Suppe versalzen!“. Neben den Arbeitsbedingungen und dem Arbeitsklima wird auch das mangelnde Engagement der Ministerin Theresia Bauer kritisiert.

1. Oktober: Die neue Geschäftsführerin Tanja Modrow nimmt die Arbeit am StuWe auf.

25. Oktober: Tanja Modrow trifft sich mit Theresia Bauer, Rektor Bernhard Eitel und Mitgliedern des Arbeitskreises Studentische Aushilfen, um die Lage der studentischen Beschäftigten zu besprechen.

Geld versus Wissenschaft

Große Konzerne werben der Universität Informatiker für Lehre und Wissenschaft ab. Besonders der weibliche Nachwuchs fehlt

Immer mehr junge Menschen entscheiden sich für ein Studium der Informatik – das zeigt der „Ländercheck Informatik“ des Stifterverbandes für deutsche Wissenschaft. Die Studie zeigt allerdings auch, dass viele Hochschulen mit dieser Entwicklung nicht Schritt halten, es gibt kaum neue Professorinnen und Professoren. So konnte Baden-Württemberg sein wissenschaftliches Personal von 2011 bis 2016 um nur 5,6 Prozent vergrößern und fällt damit deutlich hinter Bundesländern wie Schleswig-Holstein oder Nordrhein-Westfalen zurück, welche um mehr als 20 Prozent im selben Zeitraum aufgestockt haben.

Laut dem Stiftverband lassen sich dafür allerdings mildernde Umstände finden: Das Ländle hatte schon zu Beginn der 2010er Jahre kräftig investiert, daher die geringen Steigerungsraten. Nichtsdestotrotz sei an der Universität Heidelberg ein Lehrkräftemangel zu spüren, so Studierende der Angewandten Informatik. „Zwei von fünf Professuren des Instituts für Informatik sind derzeit unbesetzt“, erzählt ein Masterstudent.

Ein Grund für diesen schleppenden Personalaufbau liegt sicher in der allgemeinen Unsicherheit der Arbeitsbedingungen in der Wissenschaft. Wo Unternehmen mit hohen Gehältern, flexiblen Arbeitszeiten und eigenem Firmenwagen locken, fällt vielen Nachwuchsinformatikerinnen und -informatikern die Entscheidung gegen eine wissenschaftliche Karriere leicht.

Fragt man Frau Paech, die seit 2003 den Lehrstuhl für Software-Systeme am Institut für Informatik der Universität Heidelberg innehat, ist der finanzielle Aspekt jedoch nicht das einzige Problem. Erfahrungen in der Industrie sind sehr reizvoll für viele Informatikerinnen und Informatiker, weil dort mit großen Systemen gearbeitet wird. Diese Komplexität ist im Studium meist nicht geboten.

Dieser Entwicklung soll entgegengewirkt werden, indem manche Lehrstühle Projekte in Kooperation mit Betrieben anbieten. Unter den Studierenden der Fachschaft für Informatik in Heidelberg herrscht Einigkeit über das Thema Bezahlung: „Man geht nicht aus finanziellen Gründen in die Wissenschaft. Wer an der Universität bleibt, tut dies aus Interesse an der Forschung.“ Man könne die universitären Stellen allerdings trotzdem attraktiver gestalten, indem man Bürokratie abbaut und die Karriereplanung etwas verlässlicher gestaltet. Ein weiteres Problem des Fachs Informatik ist der geringe Frauenanteil. Nur knapp ein Viertel aller Studienanfängerinnen und -anfänger sind Frauen und unter den Absolventinnen und Absolventen liegt der Frauenanteil bei nur noch 19,5 Prozent, was eine Studie der Initiative „Komm mach MINT“ zeigt. Auch in der Lehre sieht es dementsprechend mau aus: Es gibt in Deutschland mehr als zehn Universitäten, an denen es keine einzige Professorin gibt.



Lehrpersonen- und Frauenmangel in der Informatik

Laut Frau Köhler, Leiterin der Fachgruppe „Frauen und Informatik“ der Gesellschaft für Informatik, liegen die Ursachen hierfür weit vor der universitären Laufbahn. „Schon im Kindergartenalter kommen bereits die Kleinsten mit der veralteten Auffassung in Berührung, dass Technik Männersache sei.“ Das zieht sich dann durch die gesamte weitere Schullaufbahn, wo die Lehrkräfte meist Männer sind. Das Ergebnis ist schließlich der geringe Anteil an Frauen, die sich überhaupt für ein Informatikstudium entscheiden.

Es gibt allerdings auch positive Entwicklungen: Dadurch, dass die Informatik allgemein zu einem viel breiteren Feld wird, bessere sich auch das Image und mehr junge Frauen und Mädchen fühlen sich angesprochen. Außerdem sei eine Studienanfängerinnenquote von knapp 25 Prozent im Vergleich zu den Vorjahren schon eine sehr gute Entwicklung. „Man ist als Frau nicht mehr die Exotin unter den Männern“, so Köhler.

Um künftig noch mehr Mädchen für die Informatik zu begeistern, müsse schon der Unterricht in der Schule verbessert werden. Außerdem solle die „Willkommenskultur“ an Universitäten gefördert werden: „Es kann nicht sein, dass Studierende in den ersten Veranstaltungen von manchen Lehrpersonen gesagt bekommen, dass sowieso 50 Prozent durchfallen werden.“ **(stw)**

Hochschule in Kürze

AG Semesterticket gegründet
Nach dem Rücktritt der beiden Verkehrsreferenten im Sommer hat sich eine neue Arbeitsgruppe zum Semesterticket gebildet. Da das Verkehrsreferat zur Zeit nicht besetzt ist, wird sich die neugegründete Gruppe in die laufenden Verhandlungen um das Ticket einschalten. An diesen hatten Vertreter der Verfassten Studierendenschaft (VS) aufgrund des fehlenden Verkehrsreferats bisher nicht teilgenommen, wie in einer Sitzung des Studierendenrats am vergangenen Dienstag bekannt wurde. Die VS verhandelt die Konditionen des Semestertickets gemeinsam mit Vertretern der Pädagogischen Hochschule, der Universität Mannheim und mit dem Rhein-Neckar-Verkehrsverbund. In einer Urabstimmung können die Studierenden dann das Verhandlungsergebnis annehmen oder ablehnen. Die Abstimmung über das Ticket wird im kommenden Frühjahr stattfinden. Ob der Preis für das Ticket oder der Sockelbeitrag des VS-Beitrages erneut erhöht wird, ist zurzeit unklar.



Foto: leh

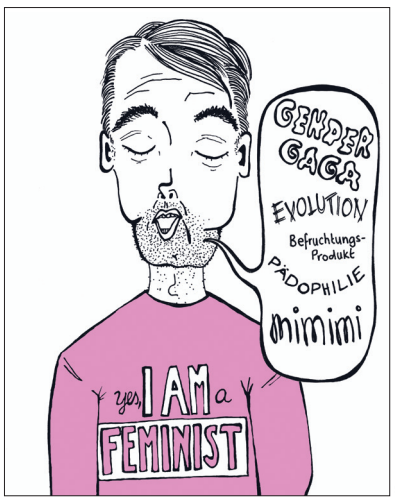
Auf dem Weg zur Exzellenz
Die Universität Heidelberg hat die nächste Hürde im Bewerbungsverfahren für die Exzellenzinitiative genommen. Die beiden naturwissenschaftlichen Cluster STRUCTURES und „3D Matter Made to Order“ werden nun von der „Exzellenzstrategie des Bundes und der Länder“ gefördert. Damit kann sich die Uni nun erneut um den Titel der Exzellenzuniversität bewerben, denn zwei erfolgreiche Förderanträge sind dafür nötig. Die Bewerbung muss bis Dezember eingereicht sein. Wer letztendlich zum Kreis der exzellenten Universitäten zählen wird, steht im Juli 2019 fest. **(leh)**

Gender Gaga?

Die Vortragsreihe „Feministin und Konservativ“ des RCDS bietet Positionen, die bei Aluhutträgern gut aufgehoben wären, eine Plattform. *Ein Kommentar*

Das Mimimi des verunsicherten, weißen, heterosexuellen Mannes bezieht sich traditionellerweise auf seine eigene Position. Die Angst vor einem Verlust seines gottgegebenen Platzes an der Spitze der Gesellschaft und als Oberhaupt der Familie manifestiert sich so in den Kommentarspalten der „links-grün versifften Presse“ oder versucht auf Twitter, unter #meninist Sympathien zu gewinnen.

Doch es gibt neue Entwicklungen und Positionen unter den sich plötzlich unterprivilegiert Fühlenden. Nun gilt es auch Frauen zu verteidigen, gegen die bösen Ausländer, gegen moderne Familienkonzepte, gegen nicht-binäre Geschlechtsidentitäten. Eine Plattform für diese Ansichten bietet nun eine Vortragsreihe des Rings Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS). „Feministin und Konservativ“ lautet das Motto. Dabei können sich die Referierenden über klassisch konservative Themen wie Gender, Selbstbestimmungsrechte von Frauen, Ehe für Alle oder auch Frauenrechte im Islam profilieren. Daraus lässt sich viel populistisches Potential schlagen – die Vortragenden haben es verstanden, ihre menschenverachtenden Ansichten in ein scheinbar bürgerliches und pseudowissenschaftliches Gewand zu kleiden. Einer der prominenteren Redner ist Ulrich Kutschera. Ihm sollte dabei Ende Oktober Möglichkeit gegeben werden, Einsichten aus seinem Buch „Das Gender Paradoxon“ zu teilen.



Zeichnung: aem

Der Evolutionsbiologe mit Lehrstuhl für Pflanzenphysiologie an der Universität in Kassel forschte in der Vergangenheit an Ringelwürmern und Schlammspringern, bevor er sich der menschlichen Sexualität und Genderforschung zuwandte. Als überzeugter Gegner des Kreationismus und Atheist wählte er, logischerweise, das katholische Onlinemagazin *kath.net* als bevorzugtes Sprachrohr, um seine Positionen, beispielsweise gegen die Ehe für Alle, kundzutun. Dabei setzte Kutschera die Legalisierung derselben mit „staatlich geförderter Pädophilie“ gleich und bezeichnete die Kinder von lesbischen Müttern als „bemitleidenswertes Befruchtungs-Produkt“. Alles auf rein wissenschaftlicher Basis, versteht sich.

An diesem Paradoxon, welches nur eines von vielen ist, offenbart sich die ganze Farce der Veranstaltung, welche sich als „feministisch“ betitelt. Hasserfüllte, verquere Weltbilder innerhalb einer Minderheit kann man als Randerscheinung von gesellschaftlichen Umbrüchen betrachten und nicht weiter thematisieren als nötig. Der RCDS entschied sich mit dieser Veranstaltungsreihe, sie in einen akademischen Kontext zu rücken und ihnen einen legitimierenden Titel zu geben.

Kutschera sagte schließlich aus terminlichen Gründen seine Teilnahme ab. Proteste gegen sein Auftreten von Seiten queerer Verbände, der Arbeitsgemeinschaft Heidelberger Frauenverbände und -gruppen sowie der Jungen Liberalen spielten sicher nur sehr marginal in diese Entscheidung. Beim nächsten Termin von „Feministin und Konservativ“ am 15. November wird Birgit Kelle sprechen, die durch Publikationen mit klingenden Titeln wie „Gender Gaga“ oder „Dann mach doch die Bluse zu“ viel auf sich hoffen lässt.

Von Nele Bianga

Kein Sommer für Juristen

Die Fakultät lässt nur noch zum Wintersemester zu

In Jura wird es in Zukunft keine Zulassung zum Sommersemester mehr geben. Durch die Umstellung im Oktober 2017 ist die Anzahl der Studienanfänger im Wintersemester auf 386 gestiegen; in vorherigen Jahren wurden die zu vergebenen Studienplätze zwischen Winter- (WiSe) und Sommersemester (SoSe) aufgeteilt. Der NC von 1,7 bis 1,9 im WiSe bleibt gleich, während er im SoSe zwischen 2,7 und 2,9 lag. Dies, erklärt Daniel Kaiser, Leiter des Prüfungsamts der Juristischen Fakultät, sei ein Grund für die Umstellung, da es unangemessen ist, eine Person mit 1,7 im WiSe nicht zuzulassen, eine Person mit 2,7 im SoSe dagegen schon.

Ein weiterer Grund für Abschaffung ist eine sinnvollere Nutzung der Semesterwochenstunden, die jeder Professor lesen muss, sagt Kaiser: „Grundsätzlich kann man das Ganze unter das Motto Ressourcenausnutzung und -bewirtschaftung fassen. Die Vorlesungen vom ersten bis zum vierten Semester wurden immer doppelt gelesen, und da lag natürlich die Frage auf der Hand, ob man diese Semesterwochenstunden, diese Kapazitäten, nicht sinnvoller anders nutzen kann. Im öffentlichen Recht sind neue Vorlesungen dazu gekommen, es kommen mehr Seminare dazu.“

Auch die Studienpläne wurden geändert, Vorlesungen bis zur Zwischenprüfung finden nur einmal im Jahr statt. Alle Übungen zum Erwerb großer und kleiner Scheine finden dennoch im WiSe und im SoSe statt, damit niemand, der eine Übung nicht bestanden hat, ein ganzes Jahr aussetzen muss. Faktisch ändert sich für die bereits Studierenden also wenig. Einzig für diejenigen, die (etwa wegen Erasmus oder Krankheit) ein halbes Jahr aussetzen, kann die neue Semesterplanung kompliziert werden. Auch für Studienortswechsler ändert sich nichts.

Beschwerden von Mitarbeitenden an der Fakultät gebe es nicht, so Julia Kraft vom Qualitätsmanagement. Auch Marlene von der Fachschaftsinitiative Jura erklärt: „Von den Studierenden haben wir bisher wenig Kritik zu dem Einfluss der Umstellung auf ihr eigenes Studium gehört.“ Die Wahrscheinlichkeit, dass die Umstellung bleibt, ist also hoch. **(hst)**

ANZEIGE
Second Hand
SecondPlus
Second Hand + mehr
800m² Second-Hand
www.hd.secondplus.de
Shop
+ mehr

Hätte, hätte, Fahrradkette

Ein kaputtes Fahrrad macht keinen Spaß. Wir verraten euch, wie ihr euer Rad gesund und munter durch die kalte Jahreszeit bringt.



Der Radhof in Bergheim gilt als beliebt bei Studenten

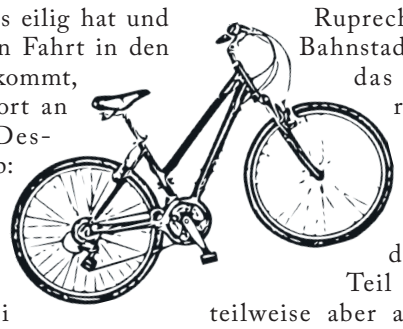
Foto: par

Mit laut quietschenden Bremsen dem Gegenverkehr in der Plöck ausweichen, zu spät zur Vorlesung kommen, weil das Rad mal wieder einen Plattfuß hat oder sich auf dem Heimweg von der Halle ängstlich nach Polizeiautos umsehen, da das Rücklicht ja nie richtig funktioniert: Wir kennen ihn alle, diesen nervenaufreibenden Ärger mit dem Fahrrad. Und bricht erst der Winter ins Haus, scheinen sich die Fahrrad-Wehwehchen erst recht zu häufen. Wir wollen euren kalten Hintern und lädierten Drahteseln unter die Arme greifen: Wo gibt es günstige Reparaturen und worauf muss besonders im Winter geachtet werden?

Lehramtsstudentin Lara setzt beim Radfahren auf den Zwiebellook: Wenn man es eilig hat und nach einer rasanten Fahrt in den beheizten Hörsaal kommt, fängt man oft sofort an zu schwitzen. Deshalb lautet ihr Tipp: Immer mehrlagig anziehen! Politikstudent Marius rät dazu, warme Handschuhe dabei zu haben und am besten eine längere Jacke, die gut vor kaltem Fahrtwind schützt. Da er im Studentenwohnheim in Rohrbach wohnt, das eine eigene Station zum Selbstreparieren hat, kann er dies immer eigenhändig erledigen.

Und wenn der Schaden doch zu groß ist oder sogar ein neues Rad her muss? Beruhigende Nachrichten: Fahrradgeschäfte scheinen in Heidelberg aus dem Boden zu sprießen. In jedem Stadtteil wird man fündig. Als wahres Fahrrad-Paradies hat sich, mit sechs Geschäften, Bergheim entpuppt. Glückwunsch also, wer dort einen Platten hat!

Aber auch der in Altstadt gibt es Hilfe, nämlich bei Zweirad Kirch neben dem Sprachlabor in der Plöck. Der kleine Laden hat leider keine hohen Kapazitäten und muss deshalb oft Kunden, die spontan vorbeikommen, vertrösten. Wenn man sein Fahrrad abgeben kann, ist es dafür meistens noch am gleichen Tag fertig. Für einen Platten zahlt man am Vorderreifen 10, am Hinterreifen 12 Euro.



Ruprecht Rides in der Bahnstadt kann wohl als das hippste Fahrradgeschäft in Heidelberg bezeichnet werden. Verkauft werden dort zum größten Teil neue Fahrräder, teilweise aber auch gebrauchte. Die Preise sind für den modernen Laden überraschend günstig: Ein Platten wird für 17 Euro geflickt, eine Rundum-Inspektion liegt bei 25 Euro. Besonders Praktisch: Das Fahrradsortiment kann man sich auf der Homepage anschauen. Das häufigste „Studentenproblem“ ist laut Sara von Ruprecht Rides, dass die meisten Studis viel zu lange mit einem lädierten Fahrrad herumfahren, anstatt es direkt zur Reparatur zu bringen. Dabei wäre es oft viel billiger, einen kleinen Schaden schnell zu beheben, als wenn mit der Zeit nur noch mehr kaputt geht. Ungefähr die gleichen Preise wie Ruprecht Rides bietet Der Rad Raum in Bergheim. Gegen Vorzeigen des Studentenausweises gibt es hier allerdings 10 Prozent Rabatt! Verkauft werden fast ausschließlich neue Fahrräder, oft in individuellem Farbdesign.

Wer etwas mehr Geld in die Hand nehmen möchte, sucht den Fahrradservice Baber in der Weststadt auf. Im Schaufenster kann man hier schon von außen die schicken Rennräder erspähen. Für ein Fahrrad zahlt man um die 650 Euro, natürlich in entsprechender Qualität. Eine Inspektion kostet 35 Euro, wenn nur der Ständer nachgezogen werden soll, macht Robert das allerdings auch gratis. Sein Tipp für den schmalen Studentengeldbeutel: „Wer weniger bezahlen will, muss einfach ein bisschen mehr ölen.“ So einfach kann es sein. Günstige Gebrauchträder gibt es auch beim Radhof in Bergheim, der sich gleichzeitig als soziales Unternehmen versteht und unter anderem Langzeitarbeitslosen und Geflüchteten Jobs ermöglicht. Die Reparatur eines Plattens kostet am Vorderreifen 10, hinten 15 Euro. Eine Inspektion gibt es umsonst. Nicht ohne Grund sind die Hauptkundschaft dort Studenten. Beim Radhof gibt es auch die Möglichkeit, Räder für längere Zeit „auszuleihen“: Internationale Studierende beispielsweise können ein Fahrrad kaufen und bekommen bei Rückgabe nach einigen Monaten bis zur Hälfte des Kaufpreises wieder. Tipps für den Winter gibt es auch: Es müsse unbedingt auf saubere Reflektoren und Felgen geachtet werden. Bei Heidel-bike in der Weststadt gibt es für Studenten leider kaum Rabatte. Radexperte Herr Bergau gibt allerdings einen wichtigen Tipp: Das Fahrrad unbedingt im Trockenen zu lagern. „Räder, die draußen stehen, sind eigentlich nach einem Jahr verwittert“, informiert er. Falls kein Unterstellplatz vorhanden sei, täte es auch eine einfache Plane zum Abdecken. Vintage-Liebhaber sollten bei Madame Vélo in Bergheim vorbeischauen. Dort gibt es hochwertig hergerichtete Gebrauchträder, die ihren „Oldie-Look“ trotz der Überarbeitung nicht verloren haben. Wer eines möchte, muss allerdings etwas tiefer in die Tasche greifen: 200 bis 300 Euro sind hier Standard. Vor den Fahrradversteigerungen im Bahnhof warnt Tom von Madame Vélo. Die Preise für die Schrotträder würden sich unverhältnismäßig hoch steigern, und am Ende müsse noch viel Geld für eine anständige Ausstattung an Teilen ausgegeben werden, da die Räder in den meisten Fällen nicht funktionstüchtig seien.

> „Wer weniger bezahlen will, muss einfach mehr ölen “

Für den Winter empfiehlt Tom gute Reifen mit Grip, damit es auf dem glatten Kopfsteinpflaster nicht zu rutschig wird. Sind einzelne Teile des Fahrrads eingefroren, dürfe man auf keinen Fall zerren und ziehen. Auch auf Enteiser solle man verzichten. Stattdessen das Fahrrad einfach stehen lassen und warten, bis es auftaut. In diesem Fall kann wohl wirklich mal in ein Bahnticket investiert werden. **(par)**

Ohne Schein kein Sein

Sie ist gleichermaßen bekannt und verhasst: die Geldknappheit am Ende des Monats. Wie einfach ist es, vollständig auf Ausgaben zu verzichten? Einblicke in eine sparsame Woche

Tag 1: Schon jetzt bereue ich meine Entscheidung, dieses Projekt durchzuführen. Eine Woche lang kein Geld ausgeben, das klingt zunächst nicht schwer. Fasten wäre zum Beispiel eine Möglichkeit, soweit möchte ich es allerdings nicht kommen lassen. Ich backe ein trockenes Baguette auf, das ich am Vorabend in einem Verteiler gefunden habe. Danach ist es noch trockener und zudem an der Unterseite matschig. Einen Ofen oder Toaster habe ich nicht, lediglich eine Mikrowelle, die ich anscheinend nicht bedienen kann. Mehlige, alte Tomaten vom Balkon runden mein Mittagessen ab, sowie Bohnen aus dem Garten meiner Oma.

> Mehlige, alte Tomaten vom Balkon zum Mittagessen

Tag 2: Bereits am zweiten Tag muss ich mir mein Scheitern eingestehen. Ich besuche einen neuen Chor, die Noten kosten 13,50 Euro. Soll ich mir das Geld leihen und eine Woche später zurückzahlen? „Schummelei“, denke ich und zahle mit knirschenden Zähnen für die Noten.

Tag 3: Meine Vorräte an altem Baguette sind nun endgültig aufgebraucht. Ich habe alle Fairteiler Heidelbergs abonniert, doch diese Funktion scheint entweder nicht zu funktionieren, oder aber die Foodsaver teilen ihre Funde nicht immer mit. In Neuenheim finde ich grenzwertig gammliges Gemüse. Ich lade Freunde zum Abendessen ein und bitte sie, etwas zum Kochen mitzubringen. Meine alten Pilze werden abgelehnt – und ich schnorre mich daher nicht zum letzten Mal diese Woche durch.

Tag 4: Mein neuer Chor singt bei der Jubiläumsfeier der Universität. Danach gibt es einen Empfang im ersten Stock der alten Uni, mit einem riesigen Buffet. Dafür nehme ich die schier endlose Lobeshymne des Rektors auf die Uni Heidelberg gerne auf mich. Am Nachmittag fällt mir ein, dass ich versprochen hatte, mich um das Geburtstagsgeschenk für meine Schwester zu kümmern, der zweite Regelbruch diese Woche folgt. Abends finde ich mich auch bei der Arbeit im Schlaraffenland wieder: ein neuer Cateringservice ist eingezogen und hat zur Mitarbeiterversammlung viel zu viel gekocht.

Tag 5: Das am Vorabend organisierte Essen schmeckt weniger gut als erhofft, vielleicht ist es auch schon schimmelig. Also gibt es wieder einmal aufgebackenes altes Brot. Auf einmal stinkt es, der Feuermelder geht los. Kurze Zeit später stehen drei Feuerwehrautos, ein Rettungswagen und die Polizei



Foto: ibi

vor meinem Wohnheim. Ich schwöre mir, die Mikrowelle nie wieder zu verwenden.

Tag 6: Ich bin genervt, würde mittags gerne mit in die Mensa und abends mit der Redaktion etwas trinken gehen. Stattdessen finde ich beim Containern einen alten Salatkopf, mehr nicht. Ein grüner Smoothie bestehend aus einem Kopfsalat und einem Apfel runden meinen Tag ab, ein persönlicher Tiefpunkt.

Tag 7: In meiner Mittagspause fahre ich nach Rohrbach, um mich für den letzten Tag mit Lebensmitteln vom Fairteiler auszustatten. „Dort ist immer Brot vorhanden“, so hat mir eine Freundin versprochen. Als ich ankomme, finde ich ungefähr 100 Salatköpfe, kein Brot. Ich suche den besten heraus, fahre zurück zur Arbeit, überlege kurz und kaufe mir in der Bäckerei ein Brötchen: die Kapitulation. Sicher, man kann einiges sparen, sollten am Ende des Monats die Reserven auf dem Konto dahinschwinden. Vielleicht aber sollten ein paar Euros für die Basics noch drin sein. Allein die Zeit, die ich diese Woche gedanklich mit Lebensmitteln verbracht habe, der Planungsaufwand und die Fahrten von Fairteiler zu Fairteiler, würde ich lieber anders verbringen. Und auch auf das schmutzige Gefühl, anderen Leuten, vor allem meinem Freund und meiner Mitbewohnerin, auf der Tasche zu liegen, kann ich gerne verzichten. **(ibi)**

ANZEIGE

Seit über 40 Jahren erfolgreiche Kurse zum
LATINUM + GRAECUM
während der Semesterferien und semesterbegleitend
* für Anfänger und Fortgeschrittene
* soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
* anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)
* kleine Arbeitsgruppen
* erfahrene Dozenten
HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
gemeinnütziges Bildungsinstitut
69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de

Die Schwimmnudelaffäre

Der verkannte Trendsport Jugger sorgt auf der Neckarwiese für Aufsehen. Das Spiel bietet die seltene Gelegenheit, andere Menschen mit Schaumstoff zu verprügeln, lässt aber auch Strategie nicht außer Acht

Als mir Alex den feuchten, müffelnden Schaumstofffußball ins Gesicht prügelt, verliebe ich mich. Nicht etwa in Alex, sondern in den Sport, bei dem ich diesen Kopftreffer kassiert habe. Nach einer kurzen Pause steige ich leicht verdutzt wieder ins Spiel ein. Frauen und Männer in bunten Sportoutfits laufen über die Neckarwiese, brüllen sich Kommandos zu und verprügeln sich mit schwimmnudelartigen Waffen. Viele Menschen bleiben stehen, wundern sich, und wollen wissen, was hier passiert.

Beim Juggern, so heißt der Mix aus Football und Fechten, geht es darum, einen tablettenförmigen Spielball, den Jugg, von der Mitte des Spielfelds in das gegnerische Tor zu legen. Mit Ausnahme eines Läufers sind alle Spieler mit verschiedenen selbstgebauten Waffen ausgestattet und erkämpfen sich den Weg zum gegnerischen Tor. Alex benutzt beispielsweise eine sogenannte Kette, einen weichen Ball an einem langen Seil, die er wie einen Morgenstern schwingt. Das sieht erst bescheuert aus, und dann will man irgendwie doch selbst mitmachen. Obwohl Juggern im ersten Moment brutal klingt, geht es nicht darum, die anderen Spieler möglichst weich zu klopfen, sondern um Taktik. Bereits eine leichte Berührung zählt als Treffer, sodass Finten und Schnelligkeit belohnt werden. Wenn man getroffen wird, ist man für einige Sekunden aus dem Spiel genommen und muss sich hinknien. Um die Zeit einfacher abzuzählen, schlägt ein Trommler einen Rhythmus. Das klingt ein bisschen wie ein pulsierendes Herz und sorgt zusätzlich für energiegeladene Stimmung. Außerdem weiß dadurch auch das gegnerische Team, wann der Abgeklatschte wieder aufstehen darf.

> Ein Mix aus Football und Fechten

Insgesamt besteht ein Team aus fünf Spielern – einem Läufer und vier Feldspielern – die alle unterschiedliche Rollen einnehmen. Der Läufer trägt keine Waffe und darf als einziger Spieler den Jugg tragen. Er versucht daher, eine Lücke in der Verteidigung der Gegner zu finden und den Ball im Tor zu versenken. Die anderen Spieler können aus fünf verschiedenen Waffen auswählen, um den eigenen Läufer besser zu verteidigen, Freiräume zu erspielen oder besser gegen die gegnerischen Spieler vorzugehen. Alle Waffen haben dabei Vor- und Nachteile. Die klassische Anfängerwaffe, und auch meine Wahl, ist eine stabilere Schwimmnudel, die sogenannte Langpompfe. Mit diesem Allrounder kann man hauen, stoßen und sich gegen Schläge verteidigen. Die Kette, der Fußball am Seil, hat dagegen eine große Reichweite und kann leicht Räume erspielen. Nach einem Angriff ist der Spieler dafür komplett ungeschützt. Das Gegenteil dazu ist der Schild und die kurze Pompfe. Hier trägt der Spieler nur eine halbe Schwimmnudel mit viel kürzerer Reichweite, hat dafür aber auch einen Schild, mit dem er sich besonders gut verteidigen kann.



Foto: pmu

Beim Juggern gelangt man nur mit einer Kombination aus Taktik, körperlicher Fitness und Geschicklichkeit zum Sieg

Vor Beginn der zweiten Runde besprechen wir nochmal unsere Taktik als Team. Nach langwieriger Fehleranalyse, Stärken- und Schwächenabwägung und grundsätzlichem Fitnesscheck steht meine Aufgabe fest: Ich soll mich nicht wieder sofort raushauen lassen. Nachdem ich so kläglich gegen Alex versagt habe, packt mich der Ehrgeiz. Beide Teams stellen sich auf ihrer Seite des Feldes auf, zählen „Drei, zwei, eins, Jugger“, und stürmen aufeinander los. Meine Gegnerin und ich bleiben kurz voreinander stehen. Wir versuchen die Schwächen der jeweils anderen zu durchschauen. Sie trägt einen Schild und ist mir dadurch reichweitenmäßig natürlich komplett unterlegen. Ich stochere nach ihr, aber sie blockt lässig ab. Ich stochere wieder nach ihr, und treffe erneut nur den Schild. Für zehn adrenalingetränkte Sekunden geht das so weiter. Stich. Block. Stich. Block. Plötzlich klopft mir jemand mit seiner Waffe auf den Rücken. Ich war so auf meine Gegnerin und unser Duell fokussiert, dass ich mich nicht einmal umgeguckt habe.

> Die Spieler können aus fünf verschiedenen Waffen wählen

Beim Hinknien merke ich, wie der Schweiß von meinem Körper tropft. Die Anspannung, das ständige Antäuschen von Bewegungen, und der Stress, nach den anderen Spielern Ausschau zu halten, sind echt anstrengend. Wir verlieren wieder und das Spiel ist vorbei. Schade, aber obwohl ich keinerlei Einfluss in beiden Runden hatte, hatte ich trotzdem viel Spaß.

Der Mix aus Sport, dem Laufen, Hauen und Ausweichen, sowie Köpfchen, Positionierung, Übersicht behalten und den intensiven Duellen ist anspruchsvoll und fordert heraus. Führt man ein erfolgreiches Manöver durch, fühlt man sich unbesiegbar. Aber nur solange, bis einen die nächste Schwimmnudel in die Realität zurückholt. Nächstes Mal bin ich auf jeden Fall wieder dabei. Falls du das liest, Alex, dann zieh dich besser warm an. **(pmu)**

Die Heidelberger Hobbiz trainieren jeden Mittwoch und Sonntag und freuen sich über neue Mitspieler. Bei Interesse könnt ihr euch auf ihrer Facebookseite melden: @HobbizHD

Grün, grüner, Foodsharing?

Die Initiative geht gegen die Verschwendungskultur unserer Gesellschaft vor – doch sie hat mit einigen Problemen zu kämpfen

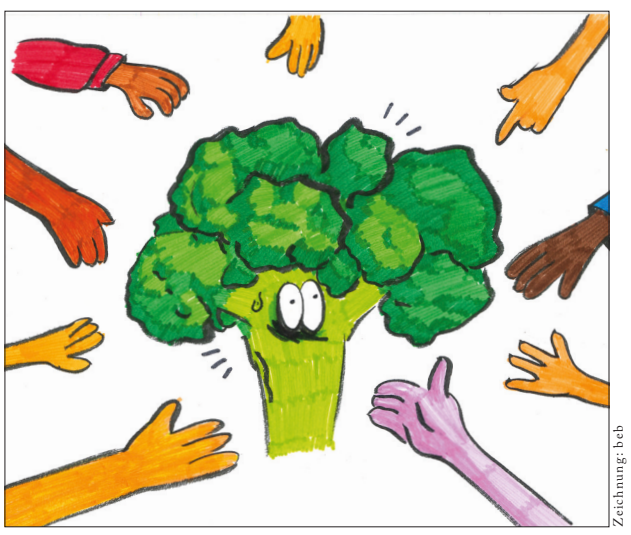
Auch als einfacher Student kann man sich, leichter als so manch einer denkt, gegen Ressourcenvergeudung und Lebensmittelverschwendung engagieren. Viele nachhaltige Projekte in Heidelberg suchen nach dauerhaften Lösungen für Überproduktion von Lebensmitteln. Auch die Foodsharing e.V. setzt sich gegen Lebensmittelverschwendung ein. Die Community gründete sich bereits 2014 und kooperiert mit über 70 Betrieben in Heidelberg und Mannheim. Das sind sowohl kleine Obst- und Gemüseläden, als auch Filialen großer Supermarktketten. Die Lebensmittel werden nach der Abholung in den Filialen in „Fairteilern“ gelagert und können dann von anderen Foodsavern mitgenommen und verzehrt werden. Aufgrund dieser zahlreichen Kooperationsverträge ist Foodsharing in Heidelberg deutlich erfolgreicher als andere Projekte wie z.B. „to-good-to-go“. Die Community erhält kontinuierlich weitere Anfragen von Betrieben, die ihre Lebensmittel spenden möchten, kann jedoch nicht mit diesen zusammenarbeiten, da ihre Kapazitäten ausgelastet sind. Denn von ungefähr 800 offiziell registrierten Foodsavern sind nur 200 während des Semesters aktiv.

Besonders schwierig wird die Situation in den Semesterferien, wenn viele Studierende Heidelberg verlassen. Denn zu dieser Zeit fehlt es deutlich an aktiver Unterstützung und Personal, mit dessen Hilfe die Lebensmittel bei den Betrieben abgeholt und verteilt werden könnten. Darunter leidet die Reichweite der Bewegung, gleichzeitig müssen Lebensmittel weggeworfen werden, die sonst gerettet werden könnten.

> Community-Building kommt in der Initiative oftmals zu kurz

Und auch wenn die Organisation innerhalb der Community während des Semesters funktioniert, mangelt es an privaten Verbindungen, die über das Foodsharing hinausgehen. Denn wenn ein Zusammensein organisiert wird, nehmen immer wieder die gleichen Foodsharer an dem Treffen teil – das übergreifende Community-Building innerhalb der Bewegung fehlt somit. Gleichzeitig wird auf einer Onlineplattform eingetragen, wie viele Lebensmittel ein Foodsaver bereits gerettet hat. Somit entsteht Konkurrenz unter den Foodsharern. Indem man täglich mitbloggen kann, wie viele Nahrungsmittel man gerettet hat, dient das als Ansporn, die Mitstreiter in einem Wettbewerb zu besiegen – das hat dann leider nur noch wenig mit der Gemeinschaft des nachhaltigen Vereins zu tun. Trotzdem darf man die Foodsharingbewegung nicht unterschätzen, denn sie reduziert unseren ökologischen Fußabdruck. Obwohl nicht immer alle Lebensmittel in den Fairteilern abgeholt werden – ein leckeres Brötchen oder eine Tafel Schokolade ist oft beliebter als ein grüner Salat – werden in der Woche mehrere Tonnen an Lebensmitteln verwertet, die sonst auf dem Müll landen würden. Mit großen Lastwagen werden wöchentlich volle Ladungen von Lebensmittel aus Mannheim nach Heidelberg transportiert, und morgens früh an Freiwillige verteilt.

Mitmachen ist leicht – man kann sich auf der Foodsharingplattform registrieren und bei der Rettung von Lebensmittel mithelfen. Oder einfach bei den Fairteilern vorbeischauen und etwas mitnehmen. Das Engagement geht hier in Heidelberg bei einigen Foodsharern über die Lebensmittelrettungsbewegung hinaus. Sie haben z.B. das Essbare Heidelberg oder Rettenswert Heidelberg e.V. gegründet. Und auch wenn man mit Foodsharing nicht seinen Grundbedarf an Lebensmitteln decken kann, ist es möglich, an frisches Obst und Gemüse zu gelangen – Lebensmittel, die sonst weggeworfen worden wären. **(asj)**



Zeichnung: beb

Die Lebensmittel beim Foodsharing sind begehrt

ANZEIGE

Wir eröffnen Perspektiven für Studierende und Absolventen.

Beratungsangebot für Studierende und Absolventen

14.11. und 12.12.18 Bewerbungsunterlagen-Check
Agentur für Arbeit Heidelberg. Bitte per E-Mail anmelden.

27.11.18 Arbeiten in D - Infos für internationale Absolventen
Neue Universität, HS06, 16:00 - 18:00 Uhr

05.12.18 Studium und kein Abschluss - Berufschancen ohne Examen
Seminarzentrum D2, Bergheimer Str. 58, 16:00 - 17:30 Uhr

06.12.18 Stellenrecherche, verdeckter Arbeitsmarkt und Networking
Agentur für Arbeit Heidelberg, Raum 633, 13:00 - 15:00 Uhr
Bitte per E-Mail anmelden.

11.12.18 Ihre erfolgreiche Bewerbung in Deutschland - für internationale Studierend in Kooperation mit der Uni Heidelberg
Seminarzentrum D2, Bergheimer Str. 58, 16:00 - 18:00 Uhr

Offene Sprechstunden
- an der Universität Heidelberg dienstags. 12-15 Uhr ZSB, Seminarstr. 2, 1. OG
- INF 304, jeden Freitag, 10-12:30 Uhr

Agentur für Arbeit Heidelberg
Kaiserstraße 69/71, 69115 Heidelberg Telefon: 0800 4 5555 00 (kostenfrei)
E-Mail: Heidelberg.Hochschulteam@arbeitsagentur.de
www.arbeitsagentur.de/heidelberg

Bundesagentur für Arbeit
Agentur für Arbeit Heidelberg
bringt weiter.

Der Weg in den sicheren Hafen

Schon lange gehen Heidelberger für eine humane europäische Flüchtlingspolitik auf die Straße. Ihr Engagement zeigt im aktuellen Beschluss des Gemeinderats Wirkung

Seit Beginn des Jahres sind 2000 Menschen auf der Flucht im Mittelmeer gestorben. Das dokumentierte das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen UNHCR in seiner aktuellen Statistik.

Angesichts dieser Situation brachte die Fraktion der Linken und Piraten sowie die SPD einen Antrag in den Heidelberger Gemeinderat ein, über den die Abgeordneten Ende Oktober abstimmten. Es müsse „intensive politische Anstrengungen geben, die Situation im Mittelmeer zu lösen, bis es eine europäische Gesamtlösung gibt", vermerkt die dazugehörige Beschlussvorlage. Die Entscheidung der Abgeordenten war beinahe einstimmig. Somit ist Heidelberg nun auf einer Karte von „solidarischen" Städten verzeichnet. Diese erklärten sich bereit, Bootsgeflüchtete aufzunehmen.



Foto: Philip Hiller

Der Entscheidung im Gemeinderat gingen Monate an politischer Arbeit voraus

Die Entscheidung macht die Stadt nicht unmittelbar zu einem sprichwörtlich sicheren Hafen. Sahra Mirow, Stadträtin und Fraktionsvorsitzende der Linken zieht hierbei das Fazit, dass die Abstimmung in erster Linie „ein Signal und ein Beitrag in der aktuellen Situation" sei. Auch Mia Lindemann, die sich im Bündnis Seebrücke engagiert, findet, dass nun noch kein Idealzustand geschaffen worden sei.

> Heidelberg gilt nun als „Solidarity City"

Die Vorsitzende des Asylarbeitskreises weiß von den Bemühungen zu berichten, die der Abstimmung vorausgingen. „Die Geschichte dieses Antrags geht zurück auf eine Initiative des Asylarbeitskreis vom Juni dieses Jahres." Im August wurde Lindemann selbst Teil der Seebrücke. Das bundesweite, dezentrale Bündnis forderte unter anderem durch eine Petition, die im September anlief, politische Handlungen ein.

Dessen Anliegen lässt sich in kurzen Punkten zusammenfassen, erklärt Elisa Stowe, die seit längerer Zeit neben ihrem Studium ehrenamtlich aktiv ist: „Die Seebrücke forderte von Anfang an sichere Fluchtwege und die Entkriminalisierung von Seenotrettung." Weiterhin beobachte sie, dass sich diese Forderungen derzeit auf lokaler Ebene konkretisieren, wenn sich Menschen fragten, was jene für ihre eigene Stadt bedeuten. Sigrid Zweygart-Pérez ist Pfarrerin und Seelsorgerin im Patrick-Henry-Village. Sie begann sich im Bündnis zu engagieren, weil sie "schockiert war, dass man ernsthaft in Zweifel zieht ob man Menschen in Seenot retten sollte."

> Bisher nahm die Stadt keine Geflüchteten kommunal auf

In Bezug auf die Gemeinderatsentscheidung gibt Zweygart-Pérez zu bedenken, dass es nun zu Unklarheiten kommen kann. Auf keinen Fall dürfe man nun missverstehen, „dass die Menschen von den Booten direkt nach Heidelberg transportiert werden und dann ist alles gut." Das Asylverfahren und die Prozedur der Aufnahmezentren müssen in jedem Fall durchlaufen werden.

„Heidelberg ist ja derzeit ‚befreit', was eigentlich ein schrecklicher Ausdruck ist", erklärt Zweygart-Pérez weiter. Bisher war die Stadt von der kommunalen Aufnahme von Geflüchteten ausgenommen. Grund dafür ist das Ankunftszentrum im Patrick-Henry-Village. Im Jahr 2014 wurde das Zentrum als Notunterkunft gegründet und sollte bis zu 2000 Menschen Platz bieten. Seither dient es der Registrierung und kurzzeitigen Unterbringung von Asylsuchenden, bis sie auf Städte und Regionen in Baden-Württemberg aufgeteilt werden. Die Verteilung wurde vorgenommen, obwohl es in Heidelberg ausreichend Kapazitäten zur Aufnahme gäbe. Das Land jedoch setzte auf das System der Registrierzentren. So wurden kleinere Orte im Landkreis hingegen oft mit der Unterbringung von mehreren Hundert Geflüchteten beauftragt. Zweygart-Pérez kritisiert: "Wir haben zum Beispiel in Handschuhsheim eine neugebaute Flüchtlingsunterkunft, die steht leer."

> „Kapazitäten und Integrationsmöglichkeiten sind vorhanden"

Der aktuelle Beschluss könnte dieser Ungleichheit entgegenwirken. Bevor es jedoch zu solchen konkreten Schritten kommt, wird Zeit vergehen. Denn Heidelberg kann nicht selbst entscheiden, wie viele Menschen es bereit ist aufzunehmen. Die Verteilung läuft über den sogenannten „Königsberger Schlüssel" auf Bundes- und Länderebene. „Ob tatsächlich Menschen kommen können, das hängt leider nicht von uns ab", räumt Mirow dazu ein. Im Prinzip aber sei die Stadt in Hinblick auf Integrationsmöglichkeiten, wie Sprachkurse, gut aufgestellt.

Beim Thema des bezahlbaren Wohnraums und der Unterbringung außerhalb von Gemeinschaftsunterkünften, bleibe dennoch einiges zu tun. Das findet auch Lindemann: „Wir fordern, dass die Stadt mehr bezahlbaren Wohnraum schafft." Dabei sei es gerade in einer Stadt wie Heidelberg wichtig, derartige Probleme, von denen beispielsweise auch Studierende betroffen sind, nicht gegeneinander auszuspielen. Auch Elisa möchte Initiativen, wie das neu gegründete Wohnraumbündnis, von der Arbeit für Geflüchtete nicht getrennt betrachten. Man müsse „Handlungsstränge zusammenführen". Trotz dieser Herausforderungen ist der Tenor hoffnungsvoll. „Heidelberg ist eine reiche Stadt mit vielen Aktiven in den Sozialverbänden, in den Kirchen und in den ehrenamtlichen Vereinen. Hier gibt es viele Menschen, die den vor Krieg und Verfolgung Geflohenen helfen können und wollen", resümiert auch Mirow.

Zunächst bleibt abzuwarten, inwiefern sich der Gemeinderatsbeschluss konkretisieren und umsetzen lässt. Mit der Entscheidung über den Antrag ist kein Ziel erreicht worden, darin sind sich die meisten Akteure einig. Vielmehr gilt es für sie nun, verschiedene Ansätze und Ressourcen zusammenzubringen. **(nbi)**

Heidelberger Historie

100 Jahre Mitbestimmung

Ab dem späten 18. Jahrhundert traten Heidelbergerinnen für ihre Rechte ein. Damit ebneten sie auch den Weg für das Frauenwahlrecht in Deutschland

Das Frauenwahlrecht feiert 100-jähriges Jubiläum. Der Verkündung am 12.09.1918 gehen die Mühen verschiedener Frauen voraus, die unter anderem die berufliche Stellung der Frau verbesserten und den Zugang zu umfassender Schul- und Hochschulbildung sowie Wahrnehmung in Politik und Wissenschaft begründeten. Auch bis nach Heidelberg lassen sich die Spuren dieser Wegbereiterinnen zurückverfolgen.

Einen Grundstein legte Großherzogin Luise von Baden, als sie 1859 den Badischen Frauenverein gründete, um die im Italienischen Krieg in Not geratenen Untertanen zu unterstützen. Bis 1908 war es Frauen verboten, politischen Vereinen beizutreten, sodass nur gesellschaftliches Engagement übrig blieb. Der Frauenverein entfaltete bereits einen ersten emanzipatorischen Effekt: In dieser Institution wurde die weibliche Bildung und Erwerbsarbeit gefördert. Eine bedeutende Funktionärin in diesem Verein war Anna Blum, die unter anderem eine Flickschule für von der allgemeinen Schule entlassene Mädchen gründete. Sie eröffnete auch ein Volksfrauenbad zur Gesundheitsförderung. Von ihrem Erbe sollten weitere, fortschrittliche Projekte wie ein Frauenaltersheim realisiert werden, jedoch setzte sie die Stadt nicht um.



Foto: Anne Bermann

Einige Wegbereiterinnen finden sich auch auf Stolpersteinen wieder

Auch die Ehefrauen einiger Heidelberger Professoren trugen positiv zum Ansehen der Frau bei: Marianne Weber, Camilla Jellinek und Marie Luise Gothein – allesamt Frauen ohne höhere Schulbildung – waren wissbegierig und publizierten qualitative Fachliteratur. Alle drei erhielten in der Weimarer Republik die Ehrendoktorwürde. Marianne pflegte während der Krankheit ihres Mannes Max seine Kontakte in wissenschaftlichen Kränzen und trat 1918 in die Deutsche Demokratische Partei ein. 1919 zog sie als erste Abgeordnete in den Badischen Landtag ein. Im selben Jahr übernahm Weber den Vorsitz im Bund deutscher Frauenvereine. Camilla Jellinek baute in Heidelberg eine Rechtsschutzstelle für Frauen auf und widmete sich der Abschaffung des bis heute geltenden § 218 StGB.

Zwei der ersten vier badischen Abiturientinnen besuchten unsere Universität: Clara Hamburger studierte Zoologie unter Otto Bütschli und Rahel Gothein Medizin unter Vincent Czerny. Hamburger wurde selbst Zoologin an der Universität. Um neben der Universität eine weitere Fortbildungsmöglichkeit zu schaffen, gründete Gräfin Maria Graimberg-Bellau 1911 eine katholische soziale Frauenschule. Die als Wegbereiterin der sozialen Arbeit geltende Marie Baum zog für einen Lehrauftrag an der Uni ebenfalls in die Neckarstadt. Nach einiger Zeit im Reichstag und als Oberrätin wandelte sie alte Kasernengebäude zu Kindererholungsheimen um. Das Frauenwahlrecht selbst erwuchs aus dem Sturz der Monarchie in der Novemberrevolution. Kurz nach Ausrufung der Republik stellte der Rat der Volksbeauftragten sein Regierungsprogramm vor, welches unter anderem eine umfassende Wahlrechtsreform proklamierte. **(beb)**

ANZEIGE

Treffpunkt
für junge, trauernde Erwachsene
Beginn 13. November 2018
in Heidelberg



Info und Anmeldung:
Diakonisches Werk
der Evangelischen Kirche Heidelberg
Tel: 0 62 21/59 96 621
www.diakonie-heidelberg.de
KiDi

Die Grenze ist ein Pinselstrich

Kunstschaffende und die Stadtverwaltung ringen um Flächen im öffentlichen Raum. Wie viel Platz bietet Heidelberg für Streetart?



Foto: Kunstmonster-Kollektiv

Die Stadt entfernte das Graffito des Kollektivs *Kunstmonster*, kurz nachdem es aufgetaucht war

Seit Juli schmücken großflächige Malereien die Fußgängerunterführung beim Adenauerplatz. Sie stammen von Marina Volkova. Der Heidelberger Künstlerin haben die Bilder schon reichlich Ärger bereitet: Die von ihr bemalten Kacheln sind keine von der Stadt zum Sprayen freigegebene Flächen. Damit sind ihre Werke illegal.

Im Interview erzählt Volkova, dass es sich um ein Missverständnis gehandelt habe: Sie wollte die Fußgängerunterführung bei der Friedrich-Ebert-Anlage verschönern und verwechselte diese mit der nur wenige Meter entfernten Adenauerunterführung. Obwohl sie sich wunderte, dass sie die Wände unberührt weiß vorfand, schätzte sie sich glücklich und ging ans Werk.

Bis Anfang September arbeitete sie von der Stadt unbehelligt in der Unterführung. Erst als das Portal *Heidelberg24* über die Künstlerin berichtete, erfuhr die Stadtverwaltung davon. Am nächsten Morgen wurde sie von der Polizei empfangen. Der Malerin drohten eine Anzeige wegen Sachbeschädigung und Reinigungskosten in Höhe von 2000 Euro.

Nach eigenen Angaben stellte die Stadt seit Anfang des Jahres 30 Strafanzeigen wegen unerlaubter „Schmierereien". Deren Entfernung kostet die Verwaltung jährlich rund 150 000 Euro. „Die Stadt stellt Strafanträge, wenn städtische Flächen mit illegalem Graffiti beschmiert werden", so Timm Herre vom Amt für Öffentlichkeitsarbeit der Stadt.

> Illegales Graffiti kostet die Stadt 150 000 Euro pro Jahr

Grundsätzlich stehe die Stadt Graffiti aber nicht ablehnend gegenüber: Insgesamt neun Freiflächen stellt sie zur Verfügung. Auf diesen sind Sprühen und Malen jeglicher Art erlaubt. Zwei der Freiflächen befinden sich in der Altstadt, die anderen sieben verteilen sich auf die restlichen Stadtteile. Lediglich die Freifläche an der Pfaffengrunder Terrasse in der Bahnstadt ist überirdisch – die restlichen sind unter der Erde gelegen. „Zum einen sind Unterführungen von Sprayern bevorzugte Betätigungsfelder. Zum anderen hat es mit der Verfügbarkeit passender Flächen und dem Einfügen ins Stadtbild zu tun", begründet Herre die Wahl der Standorte. Pläne für weitere Freiflächen habe die Stadt nicht.



Foto: bat

Marina Volkova bei der Arbeit in der Adenauerunterführung

Für den Sprayer Howii reicht das bestehende Angebot nicht aus: „Was die Stadt zur Verfügung stellt, ist für das, was wir Sprayer brauchen, ein Witz." Er kennt sich aus in der Heidelberger Szene. Früher war er selbst aktiv, heute klappert er Bahnstrecken ab und teilt Fotos auf seiner Facebook-Seite „Graffiti in Heidelberg". Auch die Breidenbach Studios, ein Fixpunkt in der Heidelberger Kreativ- und Kulturszene, finden die Möglichkeiten für Straßenkünstler in Heidelberg begrenzt. „Es fehlt an freien Flächen und Experimentierräumen", erzählt uns die Mitbegründerin Shiva Hamid. Zusammenarbeit mit der Stadt sei ihnen wichtig: „Wir sind total auf Kooperationskurs mit der Stadtverwaltung. In unseren Augen bringt es wenig, immer nur zu sagen, was nicht gut läuft. Vielmehr wollen wir dazu beitragen, dass Dinge besser funktionieren", und fügt hinzu: „Straßenkunst ist eine eher junge Kunstgattung und wird von der breiten Öffentlichkeit noch nicht akzeptiert oder honoriert."

> „Es fehlt an freien Flächen und Experimentierräumen"

Straßenkunst bezeichnet verschiedene Kunstformen im öffentlichen Raum. Klassisches Graffiti hingegen meint Schriftzüge. Zu denen gehören auch Tags, die unterschriftartigen Kürzel von Sprayern. „Ich glaube, dass die Stadt Graffiti nicht als Kunst anerkennen möchte. Oder nicht als Kunst im Stadtzentrum haben möchte, weil sie keinen Bock auf die Tags haben. Die landen automatisch dort, wo es auch Graffiti gibt", sagt Howii.

Im legalen Rahmen versuchen Institutionen wie das Metropolink-Festival, den Heidelbergern Straßenkunst schmackhaft zu machen. Das Festival für urbane Kunst bietet Street Artists eine Plattform und vermittelt Flächen, die dann von ausgewählten Kunstschaffenden gestaltet werden. Gefördert wird das Festival von der Stadt Heidelberg. „Das Festival hat es geschafft, die Wertigkeit von Straßenkunst in Heidelberg enorm zu steigern. Davor wurde das Meiste von der Öffentlichkeit eher als Kritzeleien und Schmierereien abgetan", so Hamid. Auch Volkova ist ein Fan des Metropolink – erlaubt es ihr doch, in der Adenauerunterführung weiter zu malen: Nachdem die Polizei informiert wurde, fand man eine Lösung und ihre Malereien wurden nachträglich ins Metropolink-Festival aufgenommen und damit legalisiert. „Die Stadt hat aufgrund der sichtbar hohen Qualität der Arbeiten den Leiter des Metropolink-Festivals Pascal Baumgärtner um seine Meinung gebeten. Seine Einschätzung, dass die Arbeiten künstlerische Qualität haben, war für die Stadt sehr wichtig. Damit die Kunst von Frau Volkova vorerst bleiben kann, wird die Unterführung nun ein Teil des Metropolink-Festivals", so Herre.

> „Eine Lösung wird es nicht geben. Das gehört dazu"

Allerdings ist das Metropolink-Festival in der Heidelberger Graffiti-Szene nicht unumstritten. Die Sprayenden kritisieren, dass das Festival ausschließlich Streetart und kein klassisches Graffiti zeige. Zusätzlich werde die gezeigte Kunst kommerzialisiert und verfehle ihren eigentlichen Sinn. Vor allem aber unterstütze die Stadt immer dann Straßenkunst – wie im Rahmen des Metropolink-Festivals – wenn sie sich dadurch profilieren und einen abstrakten Nutzen ziehen könne. Straßenkunst gelte als jung und cool – und die Stadt beanspruche dieses Bild für sich.

Die nachträgliche Legalisierung von Volkovas Werken sieht das Kollektiv Kunstmonster kritisch. „Ist es auch Kunst, wenn wir es tun?", hatte die Gruppe mit roter Sprühkreide auf eine der Wände neben die Werke Volkovas gesprüht. Kaum war das Graffito da, wurde es von der Stadt entfernt. Howii hat eine klare Meinung dazu: „Zeig mir ein Graffito, das nachträglich legalisiert wurde. Du wirst keines finden." Der Konflikt bestehe nicht zwischen den Sprayenden und anderen Künstlern wie Marina Volkova, sondern mit der Stadt; zwischen legalem und illegalem Graffiti. Illegal sei Kunst dann, wenn sie nicht gewünscht sei: „Der Besitzer vom Grundstück hat ein Problem damit, dass es da ist. Er möchte es einfach nicht. Ich kann es auch nachvollziehen. Wenn ich als Hausbesitzer meine Fassade schön gestrichen habe und ein Idiot kommt und taggt mir irgendwas dran, finde ich das auch nicht geil. Aber das ist halt Graffiti. Das gehört mit dazu."

Dass es in diesem Konflikt einen Kompromiss geben wird, hält Howii für ausgeschlossen. Eine wirkliche Lösung könne nur die vollständige Legalisierung von Graffiti bringen: „Du kannst noch so viele Graffitifreiflächen in die Stadt stellen – die einzige Möglichkeit ist es, Graffiti freizugeben und zu sagen ‚Pech gehabt für die Hausbesitzer'. Das wird nicht passieren und somit wird es immer legales und illegales Graffiti geben. Es ist die Freiheit der Kunst, überall zu malen, wo ich gerade Lust habe."

Auch Marina Volkova ist sich sicher: „Die Leute gehen nicht in Vernissagen. Sie gehen spazieren, arbeiten, einkaufen. Sie kommen für ein paar Minuten lang in Kontakt mit Kunst – mit einer offenen Galerie. Das berührt Leute."

Bis zum Sommer wird Marina Volkova in der Adenauerunterführung weiter malen. Dass ihre Outdoor-Leinwand im Rahmen des Metropolink von anderen übermalt werden wird, freut sie. Ihr Projekt wird weiterleben, und die Künstler Heidelbergs werden eine wertvolle Fläche gewonnen haben. **(eln, hst)**

Arbeitsamt der Zukunft

In Zeiten der Digitalisierung definiert die FreiwilligenAgentur Heidelberg den Begriff der Arbeit neu

In Marc-Uwe Klings Zukunftsroman „Qualityland" haben Maschinen die Arbeitswelt in der Hand: Mülltrennung und Post regeln Drohnen autonom, Fabrikarbeit verrichten Androiden – einer von ihnen kandidiert sogar als Präsident. Die Menschen haben kaum etwas zu tun und suchen nach Sinn.

Dieses Szenario ist nicht nur Science-Fiction: Schon heute entwickelt das Deutsche Luft- und Raumfahrtzentrum eigenständige Paketauslieferdrohnen, die Firma Hanson Robotics hat der Welt mit Sophia eine selbst lernende Humanoidin vorgestellt. Ihre Schwester Alexa steht bereits in vielen Wohnzimmern. Zeit also, sich über die Zukunft menschlicher Arbeit Gedanken zu machen.

Jemand, der das tut, ist Ralf Baumgarth. Er hat vor 21 Jahren die FreiwilligenAgentur Heidelberg gegründet und arbeitet mit seinem Team an der Förderung der Branche, die nicht so leicht zu algorithmisieren scheint: Empathie und Gemeinnützigkeit.

Das sieht so aus: In Kooperation mit verschiedenen Unternehmen betreibt die Agentur eine „Engagement-Datenbank" auf ihrer Homepage. Dort können Interessierte nach Organisationen suchen, die gemeinnützige Arbeit anbieten. Landet man einen Treffer, vermittelt die Agentur. Die Arbeit von morgen liegt dabei heute noch im Ehrenamt.

„Viele Menschen, die sich an uns wenden, wollen sich gerne für die Gesellschaft engagieren", so Baumgarth. „Sie wissen nur nicht, wie viele Möglichkeiten es gibt." Um weitere Menschen mit ihrem Angebot zu erreichen, organisiert die Agentur immer wieder neue Events. So luden sie Ende Oktober zum „Engagement-Spaziergang" durch Bergheim ein. Interessierte konnten dabei mögliche Arbeitgeber kennenlernen.



Vor den Weihnachtswochen startet nun „Engagement im Advent". Dabei können Freiwillige einen Tag lang ein Ehrenamt ihrer Wahl ausüben. Die Suche läuft über die Datenbank.

Im letzten Jahr boten über ein Dutzend Organisationen eintägige Ehrenämter an – darunter Obdachloseneinrichtungen, Jugend- oder Seniorenzentren und die UNICEF.

Darüber hinaus finden sich in der Datenbank mehr als 300 Ehrenamtsangebote von rund 200 Arbeitgebern, die mit der Agentur zusammenarbeiten. Von ihr Vermittelte fahren für die Tafel Essen aus, setzen sich für Missbrauchsopfer ein oder pflegen Bedürftige. Sogar das Sozialamt setzt auf die Zusammenarbeit mit den Engagierten.

Entsprechend große Stücke hält man auch im Rathaus auf die Agentur. „Die FreiwilligenAgentur ist seit mehr als 20 Jahren ein wertvoller Partner der Stadt", sagt Oberbürgermeister Eckart Würzner. „Nur gemeinsam können wir noch mehr Bürgerinnen und Bürger dafür begeistern, sich für die Gesellschaft und ihre Mitmenschen einzusetzen." **(mah)**

Chronisch unterfördert

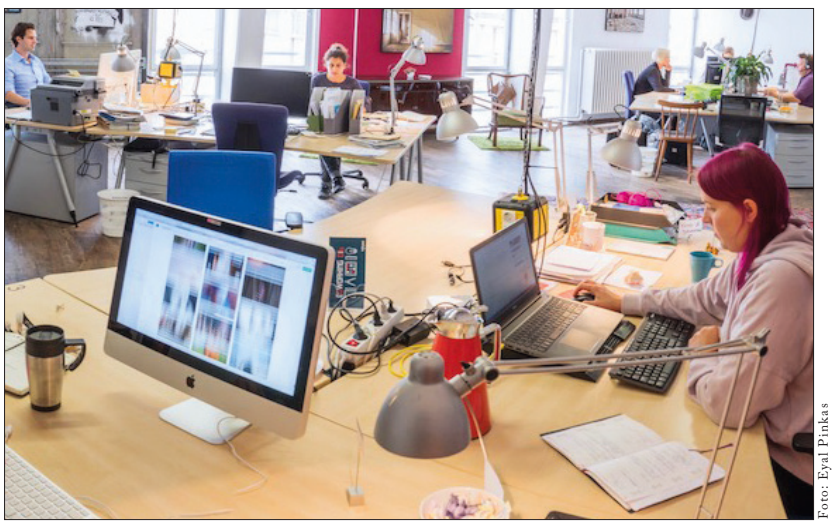


Foto: Eyal Pinkas

In den Coworkingspaces des Dezernat 16 finden junge Startups ein Zuhause

Die Universität regt kaum zum Aufbau von Startups an. Warum es sich trotzdem lohnen kann, in Heidelberg zu gründen

Trotz trashiger Fernsehformate wie „Höhle der Löwen“ und hoher Bereitschaft der Deutschen, den Schritt in die Selbstständigkeit zu wagen, gibt es an der Universität Heidelberg nur einen Gründungsmanager – für 30 000 Studierende. Nach jahrelangem Stillstand stellte die Universität nun einen Förderantrag im Rahmen der Ausschreibung „Gründungskultur in Studium und Lehre (GuStL)“ des baden-württembergischen Wissenschaftsministeriums. Anfang November wird darüber abgestimmt. Da Bürokratie aber bekanntlich schwerfällig ist, stellt sich die Frage: Wer in Heidelberg unterstützt Gründer mit zündenden Ideen? Und für wen lohnt es sich, hier ein Startup aufzubauen?

Das Dezernat 16 ist einer der zentralen Anlaufpunkte. Seit 2013 vermietet das Gründerzentrum günstige Büro- und Coworkingflächen und berät Nachwuchsunternehmer. „Im Dezernat sind etwa 50 junge Unternehmen der Kreativ- und Kulturwirtschaft angesiedelt, die auch eng vernetzt sind“, erklärt der Zentrumsmanager Philipp Eisele.

In der Anfangsphase einer Gründung ginge es darum, ein geschäftsfähiges Modell zu entwickeln, um für Investoren attraktiv zu werden. „Wir sehen uns als Lotsen“, meint Katharina Pelka von der städtischen Stabsstelle für Kreativ- und Kulturwirtschaft. Die Abteilung sei aber ein Querschnittsbereich, denn neben der Wirtschaftsförderung ginge es auch um Stadt- und Raumentwicklung. Philipp Eisele sieht das ähnlich: „Die Stadt investiert hier natürlich, damit die Unternehmen kleben bleiben.“

Ein Beispiel: In ihrer Heidelberger WG-Küche kam den Gründern von „frizle“ die Idee für eine Teigverpackung, die gleichzeitig auch Spätzlepresse ist. Das Startup wurde ein Erfolg. „Zunächst haben die hier im Dezernat 16 mit Teig herumexperimentiert. Das wurde aber irgendwann viel zu eng“, erinnert sich Eisele. Heute produzieren sie in einer alten Fabrik in Ziegelhausen. Das Team ist mit seinem Unternehmen in Heidelberg geblieben – ganz im Sinne der Förderstrategie der Stadt.

> „Heidelberg ist keine klassische Startup-Uni“

„Ich glaube an die freie Marktwirtschaft – im unternehmerischen Sinne. Wenn sich etwas ohne Förderung durchsetzt, ist es meistens auch erfolgreicher“, meint Christian Wies, der CEO von „getsafe“. Das Startup mit Sitz in Heidelberg hat den Versicherungsprozess mittels einer App vollständig digitalisiert, 2014 kam seiner App auf den Markt. Heute hat sie schon knapp 50 000 Nutzer.

Das kreativ- und kulturwirtschaftliche „Startup-Ökosystem“ Heidelbergs ist vor allem regional vernetzt.

Insbesondere im technologischen Bereich ist aber ein Blick über den provinziellen Tellerrand unumgänglich: „Die Metropolregion Rhein-Main-Neckar kann bei dem Thema nur gemeinsam gedacht werden“, stimmen Thomas Prexl und Raoul Haschke von dem Heidelberg Startup Partners e.V. überein. Der Verein ist eine gemeinsame Initiative Heidelberger Bildungseinrichtungen – von der Universität bis hin zur Pädagogischen Hochschule. Ihr Ziel ist die Förderung wissenschaftlicher und technologischer Startups.

> „Da sitzen nicht drei Leute um einen Pizzakarton herum“

„Die Uni Heidelberg ist keine typische Gründer-Universität“, so Hascke. Ein Grund dafür ist, dass „gründungsfreudige“ Fächer wie BWL oder Ingenieurswissenschaften im Fächerkanon fehlen. Benötigt eine Heidelberger Forschergruppe einen Ingenieur, holt sie sich deshalb häufig Absolventen aus Karlsruhe, Darmstadt oder Stuttgart in ihr Team.

Die zentrale Lage in der Metropolregion war auch der Grund für Wies, sich in Heidelberg anzusiedeln: „Die Entscheidung haben wir aus strategischen Gründen getroffen. Wir wollten sowohl die klugen Köpfe in der Umgebung haben als auch in der Nähe der traditionellen Finanzwirtschaft sein. Es ging dabei nicht konkret um die Stadt.“

Weltweite Erfolge landen in Heidelberg vor allem wissenschaftliche Ausgründungen, wie beispielsweise Medikamentenentwicklungen. „Wir unterscheiden zwischen studentischen Startups und Technologietransfer, also der Kommerzialisierung von wissenschaftlichen Erkenntnissen“, erklärt Thomas Prexl, „da sitzen nicht drei Leute um einen Pizzakarton herum und haben eine gute Idee.“ Ausgründungen brauchen viel Geld in kurzer Zeit. Wenn es in die Produktentwicklung und Patentanmeldung geht, sind bereits viele Millionen Euro in die Idee geflossen.

Das Land scheint daran großes Interesse zu haben. Es fördert den Wissenschafts- und IT-Bereich mittels zwei „Accelerators“-Programmen im großem Maße. Geisteswissenschaftliche oder kulturwirtschaftliche Startups haben da hingegen das Nachsehen.

Um Durchschnittsstudierende auf Möglichkeiten in der Selbstständigkeit aufmerksam zu machen, werden eine Vorlesung an der Fakultät für Physik sowie einigen Seminare am Career Service angeboten – im nationalen Vergleich eher eine spärliche Auswahl. Raoul Haschke zeigt sich enttäuscht: „Ein Mitarbeiter für studentisches Gründen für alle Studierenden – das spricht für sich.“

Ob Studierende aller Fachrichtungen in Zukunft mit mehr Förderung rechnen können, entscheidet das Ministerium in der kommenden Woche. Haschke hofft auf Unterstützung: „Öffentliche Universitäten haben den Auftrag, die Gesellschaft voranzubringen. Das Wissen, das mit Steuermitteln generiert wurde, soll an die Gesellschaft zurückgegeben werden.“ **(xko)**



Bibliothek ohne Bücher

Bei der „Human Library“ lassen sich Menschen wie Bücher lesen. Durch offene Gespräche ermöglicht das Projekt den Teilnehmern, sich vorurteilsfrei auszutauschen

Wie ändert eine transsexuelle Person in der Universität ihren Namen? Wie recherchiert ein blinder Mensch auf Google? Am 27. Oktober antworteten dreizehn „Human Books“ auf Fragen, die man sich normalerweise nicht laut zu stellen traut. Auf die Initiative der Doktorandin Amara Igboegwu hin, entstand in Kooperation mit „Chancen Gestalten“, dem Amt für Chancengleichheit und dem Antirassismus-Referat der Uni Heidelberg in der Stadtbibliothek eine „Human Library“. Freiwillige schlüpfen dabei in die Rolle eines Buches und erzählen von ihren persönlichen Erfahrungen mit Diskriminierung. Ursprünglich stammt das Format aus Dänemark und existiert seit 2000 in mittlerweile über 80 Ländern.

Motiviert wurde die Organisatorin durch eine heftige Diskussion zwischen Studierenden in einem ihrer Seminare. Das Thema: Deutsche Leitkultur. „Da standen sich zwei Gruppen gegenüber, die Vorurteile übereinander hatten, ohne je wirklich miteinander geredet zu haben“, so Igboegwu.

„Mit der Veranstaltung möchte ich erreichen, dass Menschen ihre Stereotypen und Vorurteile überdenken können, indem sie die Möglichkeit bekommen, mit Menschen zu kommunizieren, denen sie im Alltag nie begegnet wären. Es geht aber nicht darum, dass jemand seine Lebensgeschichte erzählt und andere mitleidig zuhören. Die Idee ist, dass jemand das Thema einführt und daraufhin ein Gespräch entsteht.“

> „Wir brauchen mehr Orte der Kommunikation“

Eines der „Bücher“, ein Transmann, erzählt von seiner Namensfindung, der Qual der Wahl beim Toilettengang und der Transition hin zum anderen Geschlecht. Daraufhin fragt eine ältere Frau, wie das Testosteron denn in den Körper kommt. Lachend antwortet er, dass er Spritzen zwar nicht mag, man nach dem Auftragen von Testosteron-Gel aber mehrere Stunden keine Kinder und Frauen anfassen darf, da bliebe ihm wenig Wahl.

„Es ist das erste Mal, dass ich mit einer transsexuellen Person geredet habe“, meint eine andere Teilnehmerin. „Allein dadurch, dass man der Person gegenübersitzt, werden viele Vorurteile direkt über den Haufen geworfen. Ich reduziere mich ja auch nicht auf meine Heterosexualität.“ Doch nicht nur die Teilnehmenden reflektieren die Veranstaltung positiv: „Auch ich habe heute viel gelernt, denn ich hatte die Möglichkeit, Dinge aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten“, meint etwa Rollstuhlfahrer Oli. In der Abschlussrunde bekommt jedes „Buch“ ein „Bestseller“-Zertifikat. Oli bedankt sich „für den geschützten Raum und die Offenheit“. Es wird der Wunsch laut, die Veranstaltung bald wieder stattfinden zu lassen. Auch Igboegwu sieht das so: „Wir brauchen im alltäglichen Leben mehr Orte der Kommunikation. Je mehr wir übereinander wissen, desto weniger Angst haben wir vor dem Unbekannten.“ Und Angst ist ja bekanntermaßen die Grundlage für Hass. **(mah, xko)**

Foto: Human Library Organisation

Heidelberger Notizen



Sing Hallelujah! – Seitdem der Kindergarten an der Proividenzkirche abgerissen ist, wird in Heidelberg über die künftige Nutzung des Geländes diskutiert. Der Stadtkirchenrat (SKR) der Evangelischen Kirche sprach sich bereits im September dafür aus, auf etwa der Hälfte des Areals ein Gebäude für die Kirchenmusik zu errichten. Zudem sei laut SKR die Evangelische Kirche in Heidelberg auf die Einnahmen aus der Verpachtung angewiesen. Anwohner möchten nun eine Bürgerinitiative gründen. Sie engagieren sich dafür, dass auf der Fläche wieder ein öffentlicher Stadtpark entsteht. In einer Unterschriftenaktion haben sie seit Mitte Oktober mehr als 1000 Befürworter für eine „grüne Oase“ gefunden.

Friday I'm in love – Aufgrund der Bauarbeiten zur Sanierung des Hölderlin-Gymnasiums sperrt die Stadt Heidelberg die Plöck in den kommenden drei Jahren teilweise für Radfahrer. Um den Pausenhof auf den Fahrrad- und Fußgängerweg zu verlegen, werden dort zu den Pausenzeiten von 9.25 bis 9.45 Uhr, von 11.20 bis 11.35 Uhr und von 13.10 bis 13.45 Uhr Absperrgitter aufgestellt und der Radverkehr umgeleitet.

I would walk 500 miles – Noch bis zum 23. November werden die Busse den Uniplatz in der Altstadt nicht anfahren. Davon betroffen sind die Linien 30, 31, 32, 33, M2 und M5, für die derzeit alternative Routen gelten. Grund hierfür sind Sanierungsarbeiten in der Marstallstraße.



Foto: leh

Nine million bicycles – Das Fahrradvermietsystem VRN Nextbike soll um feste Ausleihstationen erweitert werden. Noch in diesem Jahr sollen weitere Stationen am Tiergartenschwimmbad, am S-Bahnhof Wieblingen/Pfaffengrund und in der Eppelheimer Straße hinzukommen. 2019 soll eine Station in Kirchheim am S-Bahnhof entstehen. Zudem plant das Unternehmen eine Ausweitung des Services um Lastenräder Mitte des kommenden Jahres.

Christmas is coming – Der Heidelberger Weihnachtsmarkt beginnt in diesem Jahr am 26. November. Bis zum 22. Dezember laden die Stände auf dem Karlsplatz, Kornmarkt, Marktplatz, Uniplatz, im Anatomiegarten und am Bismarckplatz zu Feuerzangenbowle, Glühwein, Waffeln und mehr ein. Wie auch in den vergangenen Jahren gibt es immer montags vergünstigte Preise für Studierende. Weitere Weihnachtsmärkte finden an einzelnen Tagen in den verschiedenen Stadtteilen, auf dem Friedrich-Ebert-Platz und im Zoo statt. **(mak)**

Wenn die Nacht zum Tag wird

Die künstliche Beleuchtung von Städten ist ein Problem für ganze Ökosysteme. Eine Kampagne von BUND und Stadt soll das Bewusstsein der Heidelberger stärken

Einst in der Literatur als die stimmungsvolle Tageszeit der Melancholiker gerühmt, hat die blaue Stunde inzwischen einiges an Charme verloren. Anstatt sanft den Übergang zwischen Tageslicht und nächtlicher Dunkelheit anzukündigen, wird sie zur Stunde der Künstlichkeit. Es ist die Zeit des Tages, in der typischerweise die Außenbeleuchtung zum Boten eines Phänomens wird, das längst kein Nischenthema mehr ist: die Lichtverschmutzung.

Um die Heidelberger Bürger für diese Thematik zu sensibilisieren, läuft seit Oktober die 18-monatige Kampagne „Licht ins Dunkel – die Nacht neu entdecken“. Organisiert vom BUND Heidelberg in Kooperation mit den Stadtwerken Heidelberg und der Ökostadt Rhein-Neckar e.V. soll durch regelmäßige Veranstaltungen über den richtigen Umgang mit Licht und Beleuchtung informiert werden.

> Licht ist ein zentraler Regulator für die meisten Organismen

Licht ist ein zentraler Regulator für die Mehrheit aller auf der Erde lebenden Organismen. Zwischen einem strahlend blauen Himmel und einer mondlosen Nacht liegt ein Unterschied von mehr als 120 000 Lux in der Beleuchtungsstärke – keine andere physikalische Größe ändert sich regelmäßig so stark. Zu viel Licht zur falschen Tageszeit ist sowohl für den Menschen als auch für Tiere und Pflanzen ein ernstzunehmender Stressfaktor. Bei ausreichender Dunkelheit produziert die Zirbeldrüse im Gehirn das Hormon Melatonin, welches einen wichtigen Einfluss auf den menschlichen Tag-Nacht-Rhythmus hat. Vor allem Licht mit hohem Blauanteil stört jedoch die Melatoninproduktion und somit unseren Schlaf.

Anstelle des natürlichen Tag-Nacht-Wechsels beeinflussen zunehmend die Lichter von digitalen Geräten und LED-Lampen unsere zirkadiane Rhythmik und unser Wohlbefinden – ihr blaues Licht macht wach. Verbringt man dann noch den Tag in schlecht belichteten Räumen, hat man seinen Biorhythmus erfolgreich auf den Kopf gestellt. Tagsüber reicht die Lichtmenge nicht zum Wachwerden, nachts der Grad an Dunkelheit nicht zum Schlafen aus. In der Tier- und Pflanzenwelt zeigt sich Ähnliches. Durch übermäßige Außenbeleuchtung werden viele Tierarten in ihren Aktivitäts- und Ruhezeiten gestört. Neben den meisten Wassertieren und einigen Säugetieren sind gut 60 Prozent aller Insekten nachtaktiv. Auch Zugvögel fliegen vor allem in der Nacht und werden durch künstliches Licht in ihrer Orientierung gestört. „Lichtscheue Fledermausarten werden regelrecht verdrängt und lokal kann es zum Verlust von ganzen Nachtfalterpopulationen kommen“, bestätigt Brigitte Heinz, Geschäftsführerin des BUND Heidelberg. Auch Pflanzen folgen in ihrem Wuchsverhalten dem Rhythmus des Lichts. So kommt es vor, dass neben Straßenlaternen stehende Bäume durch das gesamte Jahr hindurch grüne Blätter tragen, welche dann mit dem ersten Frost erfrieren.

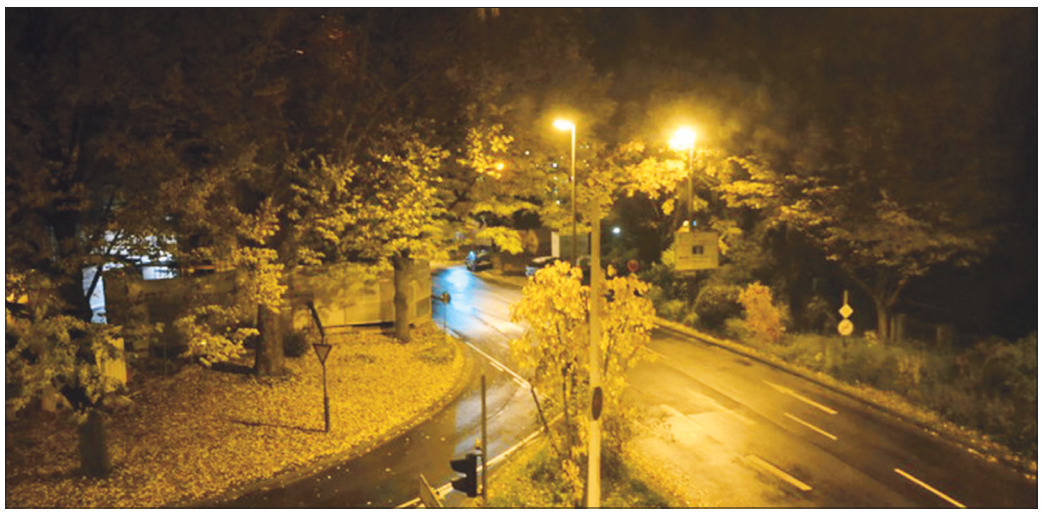


Foto: hst

Die Kreuzung am Karlstor ist nachts besonders stark beleuchtet

Um ihrem natürlichen Rhythmus folgen zu können, benötigen die meisten Organismen abends warmes Licht, das dem der untergehenden Sonne entspricht. Die Lösung für eine umweltverträgliche Straßenbeleuchtung böte sich also in LEDs mit warmweißem Licht, welche zum Nachthimmel hin abgeschirmt sind und die Lichtmenge und Leuchtdauer bedarfsorientiert regulieren.

Diesen Lösungsvorschlag greifen auch die Heidelberger Stadtwerke auf, die momentan die Straßenbeleuchtung unter Aspekten des Naturschutzes und der Energieeffizienz modernisieren. Die vom BUND Heidelberg initiierte Kampagne passt dort gut in den Ablauf: „In der Anfangszeit des Programms gab es einige kritische Stimmen von Bürgern, die sich mehr Licht auch in ihren Hauseingängen oder ihren Vorgärten gewünscht hätten. Das ist aber nicht Aufgabe der Straßenbeleuchtung – und ökologisch auch nicht sinnvoll“, so Ellen Frings, Leiterin der Unternehmenskommunikation der Stadtwerke Heidelberg. „Deshalb haben wir in einer gemeinsamen Kampagne die Chance gesehen, für Aufklärung über die Wirkung von Licht in der Nacht zu sorgen.“ Auch privat finden sich Möglichkeiten, seinem Hormonsystem etwas auf die Sprünge zu helfen.

Wer Sorge um seinen Schlaf hat, kann mittels einer App den Blauanteil aus seinem Handybildschirm filtern. Die Stunde der modernen Melancholiker erscheint jetzt in einem matten Rosa. **(vgl)**

„Wir sind dran“

Ernst Ulrich von Weizsäcker zu Gast im DAI

Im Rahmen des International Science Festival im Deutsch-Amerikanischen Institut (DAI) präsentierte der Ehrenpräsident des Club of Rome, Ernst Ulrich von Weizsäcker, am 23. Oktober den letzten Bericht seiner Organisation. Der Club of Rome ist eine Organisation von Experten aus unterschiedlichen Disziplinen, die zusammen forschen, um die Zukunftsprobleme der Menschheit und der Erde zu identifizieren und im Voraus zu lösen.

Ihr letzter Bericht „Wir sind dran“ ist ein Alarmsignal, das versucht, dem Volk zu erklären, warum es dringend auf gesellschaftliche Entwicklungen reagieren müsse. Von Weizsäcker zeigte dies anhand der folgenden Statistik: Auf der Erde sind 97 Prozent der Wirbeltiere entweder Menschen oder Zucht- und Haustiere. Das heißt, dass nur 3 Prozent der Wirbeltiere wild sind. Die Überzahl der Menschen zerstört laut dem Bericht eindeutig die Natur.



Foto: Sarina Chamatova

Der Ehrenpräsident des Club of Rome

Neben den immer häufigeren und stärkeren Naturkatastrophen sei selbst unsere Gesellschaft in Gefahr. Von Weizsäcker erklärte auf klare Weise, wie mit dem Ende des Kommunismus der Aufbau der Gesellschaft zur Selbstzerstörung führte. Das kapitalistische System, das zuvor noch für politisches Engagement gegen den Kommunismus diente, wurde nun von den Finanzmärkten genutzt, um den Staat mehr und mehr zu kontrollieren. Wieso sollte man wählen, wenn die wählbaren Politiker alle abhängig vom Markt sind? So ist laut von Weizsäcker eine „Krise der Demokratie“ entstanden.

Wir seien dabei, systematisch die Therapie zu wählen, welche die Krankheit schlimmer mache, ruft von Weizsäcker aufgebracht in dem Raum. Wer würde zu so einem Arzt gehen? Der Club of Rome ist der Meinung, dass die Menschheit eine neue Aufklärung braucht, deren Schlüsselbegriff die Balance werden soll. Eine nachhaltige Welt finde die Balance zwischen Mensch und Natur, Staat und Markt, Gerechtigkeit und Leistungsansatz. Um sie zu finden und eine Änderung herbeizuführen, sind nun alle Menschen gefragt – „Come on!“, fordert von Weizsäcker.

Für das Individuum scheint der Bericht aber nur wenig Relevanz zu haben: Wie kann ich als einzelne Person dabei helfen, wenn alle vorgeschlagenen Lösungen des Club of Rome immer nur auf Staatenebene auftauchen? **(cja)**

Der Antibabytee

Muss Verhütung allein Frauensache sein? Die Forschung will Gleichberechtigung schaffen. Eine Suche nach neuen Mitteln für den Mann



Foto: flickr.com, Daniel Lobo (CC BY 2.0)

Das Kondom ist das vorherrschende Verhütungsmittel für den Mann

Vertrauensvoll übergeben Männer das Thema Verhütung in die Hände der Frauen. Aber muss hormonelle Verhütung immer Frauensache sein? Auch Forscher stellten sich schon vor gut 40 Jahren die Frage, wie der Mann vorübergehend zeugungsunfähig gemacht werden kann. Im Laufe der Jahre probierten sie sich mehr oder weniger erfolgreich an verschiedenen Ansätzen.

So wurden in mehreren Studien den männlichen Probanden Sexualhormone injiziert. Die Studien mussten jedoch immer wieder abgebrochen werden, da die Probanden über Akne, Stimmungsschwankungen, Haarausfall, Gewichtszunahme und andere Symptome klagten – typische Nebenwirkungen, die auch bei der Einnahme der Anti-Baby-Pille auftreten. Für die Forscher schien es untragbar, das Experiment weiterzuführen, und Arzneimittelhersteller sahen wenig rentable Zukunftsaussichten in den unbehaglichen Injektionen.

Die Damen werden sich vielleicht fragen, warum sie dann die Nebenwirkungen von Pille und Co. auf sich nehmen, während aus der Männerwelt so wenig Einsatzbereitschaft kommt.

Hier lohnt sich ein Blick in die Vergangenheit: Zum einen wurde die Pille in den 50er- und 60er Jahren entwickelt und auf den Markt gebracht – eine Zeit, in der die Auflagen für klinische Studien zu neuen Medikamenten weniger strikt und ethische Aspekte noch nicht so stark in den Vordergrund gerückt waren. Erst mit der Einführung der Helsinki-Deklaration 1964 wurden Ärzte und Forscher dazu aufgefordert, von Experimenten abzulassen, bei denen unverhältnismäßige Nebenwirkungen eintreten. Zum anderen wurde der weibliche Körper im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts als krankhaft angesehen. Es war normal, Frauen heilen zu wollen und sie zu diesem Zweck willkürlichen Versuchen auszusetzen. Unter diesen Auflagen würde die Pille heute wahrscheinlich nicht zugelassen werden. Gleichzeitig ist sie aber eine der sichersten Verhütungsmethoden.

Trotz der gescheiterten Experimente gibt die Forschung noch nicht auf, eine zuverlässige Methode zu finden. Ein Produkt der Forschung ist das Vasalgel, das zwischen 2018 und 2020 auf den Markt kommen soll. Es verstopft den Samenleiter und verhindert so den Austritt von Spermien. Eine radikalere Verhütungsmethode ist die Vasektomie, bei der ein Teil des Samenleiters entfernt wird.

Eine ganz andere Methode der Empfängnisverhütung spielt in Indonesien eine Rolle: Dort nutzt ein Eingeborenenstamm einen Tee aus den Pflanzenteilen der Justicia gendarussa, der eine halbe Stunde vor dem Sex zu sich genommen wird. Ein Enzym im Tee macht die Spermien unbeweglich. In Indonesien wurde ein Medikament, welches das Enzym enthält, bereits angemeldet. Hier aber dürfte es noch eine Weile bis zur Zulassung dauern. **(dre)**

ANZEIGE

Du hast ein **Herz** für **Familien**
oder **Alleinerziehende?**

Dann brauchen wir genau Dich!



© svedikd-istockphoto.com

Bei uns kannst Du dich **einbringen, mitgestalten, fortbilden** und **zeitlich flexibel** **engagieren.**

Wir freuen uns auf Dich! Melde Dich einfach bei Nora Bretschi: Tel: 06221- 5375 33,
Email: **nora.bretschi@dwhd.de**, Karl-Ludwig Str. 6, 69117 Heidelberg

Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche Heidelberg

www.diakonie-heidelberg.de

Doch keine Renaissance

Aufwändige Musikvideos wie „Apeshit“ von Beyoncé und Jay Z erhielten diesen Sommer enorme Aufmerksamkeit in den sozialen Medien. Wirklich neu sind ihre Ideen aber nicht

Im November 2018 ist das Musikvideo zu „Apeshit“ von The Carters (Beyoncé und Jay Z) keine Neuheit mehr. Der Hype hat sich seit dem Erscheinen des Clips am 16. Juni wieder beruhigt – dafür interessiert sich jetzt die Wissenschaft für das Thema. „Das Video ist ein irrsinniger Mischpott an Ideen, welche die Carters hier verarbeiten“, meint der Kunsthistoriker Henry Keazor, der seine Eindrücke in einem Vortrag im Heidelberger Kunstverein präsentierte. Der Redner vom Institut für Europäische Kunstgeschichte führte das Video vor, um seine Interpretation der Inszenierung und einen Vergleich mit dem Video zu „Mona Lisa Smile“ von will.i.am zu präsentieren.

Das Musikvideo nimmt umfassend auf ausgewählte Kunstwerke des Louvre Bezug und kommentiert sie durch Tanz und andere Darstellungen. Insbesondere die Beziehung der Carters und der Triumph über ihre persönlichen Probleme sowie eine allgemeine Dankbarkeit für den Erfolg im Musikgeschäft kommen zum Ausdruck. Spannend ist einerseits die Auswahl der Gemälde und Skulpturen, die für die Szenen getroffen wurde. Andererseits findet durch die Choreografien vor den einzelnen Werken und durch eingefügte Szenerien eine Bezugnahme zu zeitgenössischen Künstlern statt. Wenn Jay Z allein vor dem Floß der Medusa oder begleitet von Beyoncé vor der Großen Sphinx von Tanis posiert, dann eröffnet das den Diskurs über ethnische Herkunft und die große afrikanische Vergangenheit. Daneben tanzt Beyoncé in einem weiten weißen Gewand vor der Nike von Samothrake nach der Choreografie von Sidi Larbi Cherkaoui und zitiert so die Kunst der US-amerikanischen Tänzerin und Choreografin Martha Graham. Manche Szenen stellen die Alltagsrealität der amerikanischen Suburbs dar und bilden mit der endlosen Aufzählung von Statussymbolen, die sich Beyoncé und Jay Z leisten können, einen Akt des Black Empowerments. Ganz nebenbei: Der Louvre lässt sich den privaten Zugang für künstlerische Zwecke sehr teuer bezahlen.



Foto: Sony Music/Robin Harper

Aus alt mach neu: The Carters (Beyoncé und Jay Z) vor der Mona Lisa

> Die mediale Reaktion auf „Apeshit“ ist kein Einzelfall

Die mediale Reaktion auf „Apeshit“ ist kein Einzelfall. Mit herausragenden Musikvideos haben in jüngerer Zeit insbesondere afroamerikanische Musiker Schlagzeilen geschrieben: Kendrick Lamar bezieht sich in „Humble“ auf religiöse Ikonografie, „This is America“ von Childish Gambino positioniert sich zur politischen Situation in den USA. Es scheint, als ob das Musikvideo eine Art Renaissance erfährt.

Laut Keazor ist die Entwicklung aber nicht so einfach: „Dass aktuell so viele Künstler wie The Carters, Lamar oder Gambino Aufmerksamkeit bekommen, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass dies keineswegs ein neueres Phänomen ist.“ Auch nach der entscheidenden Entwicklungsphase der Musikvideos in den Neunziger- und frühen Nullerjahren hätten immer wieder Künstler und Künstlerinnen wie Lady Gaga und Björk mit dem Format für Aufregung gesorgt.

Entgegen aller Konstanz hat sich insgesamt die Form, in der Musikvideos an gesellschaftlichen Debatten teilhaben, verändert. Der dreiminütige Clip hat MTV und Co. verlassen und eine neue Heimat im Internet und den sozialen Medien gefunden. „Die Kunstform ist nie verschwunden, sie ist diffundiert“, bestätigt Keazor. Das Video ist vielleicht mehr geworden, als die schlichte Bewerbung von Songs zur Förderung der Verkaufszahlen. Die Szene ist insgesamt geschrumpft, aber innovativer geworden und wendet sich immer wieder von gewohnten Produktionsstandards ab. So verbanden Florence + The Machine („How Big, How Blue, How Beautiful“) und Kanye West („My Beautiful Dark Twisted Fantasy“) einzelne Musikvideos zu einem zusammenhängenden Kurzfilm.

> Die Kunstform ist nie verschwunden

In der breiten Masse schwindet die Originalität jedoch merklich, wie Keazor kritisiert: „Verglichen mit dem kreativen Schub, den das Musikvideo in den 90er Jahren hatte, sind heute selbst die Videos mit den spektakulärsten Reaktionen formal gesehen sehr konventionell.“ Anstelle eigener neuer Entwicklungen finden etablierte Motive und Darstellungen Anwendung.

Es wird auf bereits existente und bedeutungsschwangere Vorlagen wie die Mona Lisa oder Religion und popkulturelle Referenzen zurückgegriffen. „Sie rekurrieren wohl nicht zufällig alle auf etwas, das ihnen erst Bedeutung gibt.“ Wird am Ende nur bereits Dagewesenes „wiedergekäut“? Das möchte Keazor so nicht stehen lassen: „Das Musikvideo greift natürlich auf den Bildvorrat der Kunstgeschichte zurück, zugleich wird es selbst zu einem Teil der Kunstgeschichte.“ Neuschöpfung und Reproduktion – schön anzusehen sind sie jedenfalls beide. **(beb)**

ANZEIGE



ruprechts Plattenkiste

Alligatoah: Schlaftabletten, Rotwein V

Drei Jahre ist es her, dass Alligatoah alias Lukas Strobel mit seinem letzten Album „Musik ist keine Lösung“ endgültig die Nische verließ. Mit „Schlaftabletten, Rotwein V“ hat er nun sein fünftes Studioalbum veröffentlicht und erweitert sein musikalisches Repertoire mit funkigen und rockigen Anklängen („Terrorangst“). Das macht durchaus Spaß, kann die große Schwäche des Albums aber nicht ausgleichen: „Schlaftabletten, Rotwein V“ verzichtet anders als die vorherigen Alben auf eine inhaltliche Linie. Was kreativen Freiraum öffnen soll, macht hier mehr den Eindruck inhaltlicher Beliebigkeit. Die Texte



Foto: Trailerpark

wirken reichlich belanglos, verpacken abgelutschte Binsenweisheiten von „Alkohol ist schlecht“ bis „Wutbürger sind wütend“ in zugegebenermaßen hübsche Tonverpackungen. Die seltenen Momente aus gelungenem Text und Musik („Meinungsfrei“, „Freie Liebe“) vergrößern eher die Enttäuschung über das, was möglich gewesen wäre – schade drum. **(jkb)**

Alice in Chains: Rainier Fog

Nachdem sie in den Neunzigern Seattle quasi über Nacht zum Zentrum alternativen Gitarrenrocks etabliert hatten, beförderte der Tod ihres Sängers Alice in Chains jahrelang in die Versenkung. Mit „Rainier Fog“ veröffentlichten sie nun ihr drittes Album in neuer Besetzung. Stilistisch



Foto: BMG

folgt es seinen Vorgängern. Glatter und geschliffener als früher klingen sie. Die fast schon aggressive Traurigkeit, Kennzeichen früherer Werke, weicht einer eher melancholischen Schwere. Nichtdestrotz verweigert die Platte Momente der Rückbesinnung nicht. So könnte der Song „Fly“ problemlos auch aus ihren Anfangszeiten stammen, während der Titeltrack den für die Gruppe bezeichnenden zweistimmigen Gesang gekonnt in Szene setzt. Die Gratwanderung zwischen Erinnerung und Emanzipation gelingt also durchaus. „Rainier Fog“ entpuppt sich als solides Album, das den früheren Großtaten der Band gerecht wird, diese aber nicht wiederholen kann. **(mal)**

Igor Levit: Life

295 Jahre - eine Zeitspanne zwischen Johann Sebastian Bach und dem amerikanischen Jazzpianisten und Komponisten Bill Evans spannt das neue Album „Life“ des Pianisten Igor Levit. Und ebenso umfassend ist der Anspruch: Das Leben in seiner Gänze will der Ausnahmekünstler vermessen. Ein Versuch, der schiefgehen muss, ja soll. Levit scheitert mit Ansage - und grandios. Donnernd, schreiend bauen sich die Akkordkulissen in Bachs berühmter Chaconne in d-Moll auf, fallen verzagt in sich zusammen, nur um im nächsten Moment mit gleicher Brisanz wieder aufzufahren. Dieses Nebeneinander von Verzweiflung und Mut, Trauer und Freude zieht sich durch die gesamte, wunderbar harmonische Stückauswahl des Albums. Levits Spiel zeigt sich wie gewohnt technisch makellos, in jedem Moment klar und hellsichtig und wirkt doch an keiner Stelle steril. Im Gegenteil, der Zuhörer hört ihn mit seinem Flügel, mit Bach, Wagner und Evans träumen. Und träumt gleich mit. **(jkb)**

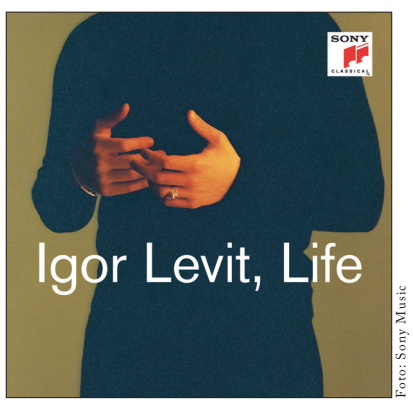


Foto: Sony Music

Let's Play: Brexit

Das Computerspiel „Not Tonight" spekuliert in einem düster-dystopischen Szenario über die Folgen des Brexit. Mit rabenschwarzer Polit-Satire setzt es neue Akzente in der Videospielbranche

Wir schreiben das Jahr 2018. Großbritannien befindet sich im Griff der totalitären rechten Partei „Albion first". Diese hat sich voll und ganz dem selbsterklärten Ziel verschrieben, den Brexit in der konsequentesten nur möglichen Weise zu einem Ende zu führen. Für unsere Spielfigur, die auf teilweise festlandeuropäische Wurzeln zurückblicken kann, verheißt das natürlich nichts Gutes. Ihr Name wird kurzerhand durch die praktische Nummer #112 ersetzt und sie wird aus ihrer Heimatstadt in den mehr oder weniger einladenden Block B umgesiedelt. Mit ihrem neu zugewiesenen Job als Türsteher muss sie nunmehr mindestens 30 000 Pfund im Jahr erwirtschaften. Leistet #112 diesen Maßnahmen Folge und erweist sich als produktiv, winkt die Chance im Vereinigten Königreich bleiben zu dürfen.



Foto: No More Robots

Trotz einfacher Grafik entfaltet „Not Tonight" eine bedrückende Atmosphäre

An dieser Stelle setzt die Handlung von „Not Tonight" ein. Man beginnt mit der Arbeit als Türsteher bei kleineren Clubs und Diskotheken. Die Spielmechanik ist dabei denkbar simpel und wandelt sich im weiteren Verlauf nicht wesentlich. Es gilt, Ausweise zu kontrollieren und den Personen daraufhin entweder Einlass zu gewähren oder sie abzuweisen. Das Ganze natürlich in begrenzter Zeit.

> Die Spielmechanik ist denkbar simpel

Was sich hingegen ändert, ist der Schwierigkeitsgrad. So kommen von Mal zu Mal mehr Merkmale hinzu, die beachtet werden müssen, zum Beispiel gefälschte Pässe oder Dresscodes. Zusätzlich eröffnet sich die Möglichkeit, Bestechungsgelder zu kassieren oder Drogen zu verkaufen. So lassen sich die Taschen weitaus schneller mit Geld füllen, als die ehrliche Arbeit es eigentlich erlauben würde. Erwischen lassen sollte man sich dabei allerdings nicht, denn auch das kann recht unversehens zur Abschiebung führen. Flankiert wird dies zusätzlich von einigen Rollenspielelementen. So lassen sich Ausrüstung, Apartment sowie der Spielcharakter leveln und mit dem verdienten Geld anpassen.

Das Spielprinzip ist somit gleichermaßen von einer gewissen Monotonie wie auch von Stress durch die ständige zeitliche Begrenzung geprägt. Auf rein spielmechanischer Ebene steigern sich deshalb Spannung und Anspruch nur durch eine Erhöhung von Zeitdruck und Anzahl der zu berücksichtigenden Merkmale – die banalste Art, dieses Ziel zu erreichen. Auch wenn ein gewisser Suchtfaktor nicht zu leugnen ist, wäre etwas mehr Abwechslung in den knapp zehn Stunden Spielzeit, die „Not Tonight" bietet, doch wünschenswert gewesen.

Versteht man besagten aktiven Teil aber mehr als Mittel, die Handlung voranzutreiben, wird die Qualität dieses Computerspiels deutlich. Widerstand formiert sich gegen das rechte Regime, das darauf nur mit verstärkter Repression zu reagieren weiß. Immer wieder kommt es zu Terroranschlägen von Untergrundkämpfern und immer wieder wird der Spieler vor die Entscheidung gestellt, entweder die Widerständler zu unterstützen oder sich dem Druck des Regimes zu beugen.

> „Continental Breakfast" wurde kurzerhand aus den Cafés verbannt

Das politische Klima schlägt sich nicht zuletzt in der zwischenmenschlichen Kommunikation nieder. So spricht beispielsweise die Allgemeinheit der Briten von Personen festlandeuropäischer Abstammung schlicht als „Euros". Der Officer, der #112 persönlich überwacht, bevorzugt hingegen „Krauts" oder „Froggies", insbesondere wenn er ihm mit Abschiebung in sein angebliches Heimatland droht. Diesen einmal mehr, einmal weniger latenten Rassismus in den Dialogen könnte man als grotesk abtun, lässt man die aktuellen politischen Entwicklungen außer Acht. Unter diesem Gesichtspunkt wird ihnen hingegen mehr der Charakter einer unangenehm treffenden Satire zuteil.

Eine Satire, die sich auch immer wieder in der überbordenden Detailverliebtheit von „Not Tonight" äußert. Auf einem Schild kann der aufmerksame Spieler zum Beispiel beobachten, dass das „Continental Breakfast" kurzerhand aus den britischen Cafés verbannt wurde. Statt importiertem Rotwein genießt man nun „Dorseto" aus der namensgebenden Grafschaft Dorset, der so gut schmeckt wie das britische Wetter es vermuten lässt. Auch der Besitz von billigen schwedischen Möbeln kann problemlos den Ausschlag für ein ungünstiges Gerichtsurteil geben.

Die größte Leistung von „Not Tonight" liegt aber nicht in der Ausgestaltung von Handlung und Szenario, sondern darin, dass es Politisches zu seinem Inhalt macht. Wenige Computerspiele haben das bisher gewagt, obwohl diese Praxis in anderen Kunstformen eigentlich Gang und Gäbe ist.

Ein Spiel, das den Mut beweist, starke Aussagen in der politischen Sphäre zu tätigen, könnte neue Impulse in der gesamten Branche setzen und sich als Schritt dahingehend erweisen, Computerspiele als ein gesellschaftlich anerkanntes, durchaus künstlerisches Medium neben Musik, Film und Literatur zu etablieren. **(mal)**

„Not Tonight"
PanicBarn (August 2018)
Preis: 16,79 Euro

Untreu

Sind Seitensprünge in einer Fernbeziehung vertretbar?

Pro

Sind wir mal ganz ehrlich: Fremdgehen ist einfach toll! Und Fremdgehen in einer Fernbeziehung umso mehr. Denn wir wissen alle: In einer Fernbeziehung gelten andere Regeln. Schließlich sind Fernbeziehungen keine richtigen Beziehungen.

Natürlich: Für die meisten bedeutet eine Affäre auch in einer Fernbeziehung das Ende. Oft sind sexuelle Ausrutscher auch ein beliebtes Thema zum Lästern oder Stoff für Dramen. Aber Seitensprünge gehen in Fernbeziehungen spurlos an einem vorüber.

Denn die Partnerin wird nie etwas davon erfahren. Fernbeziehungen können über Städte- oder Ländergrenzen hinweg geführt werden. Arbeitsplatz, Freundeskreis, Stammkneipen unterscheiden sich fein säuberlich von denen der Partnerin.

Ich finde sogar: In Fernbeziehungen nicht fremdzugehen, ist extrem schwer. Eben weil man nicht den Alltag miteinander teilt. Und mal ganz ehrlich, wie soll man da denn noch der Versuchung widerstehen, wenn einem eine hübsche Frau beziehungsweise ein hübscher Mann über den Weg läuft und man den Partner oder die Partnerin wochenlang nicht gesehen hat? Man hat ja auch Bedürfnisse. Dazu kommt: Es gibt niemanden, der einen kontrolliert oder der Partnerin die Wahrheit erzählen kann. Trotzdem muss man die Beziehung zur Partnerin nicht gleich beenden. Schließlich ist die gemeinsame Zeit am Ende doch schön und erfüllend. Also kein Grund, die Beziehung aufzugeben für ein bisschen Spaß in den Wochen dazwischen.



Zeichnung: acm

Nur weltfremde Idealisten kommen überhaupt auf die Idee, dass Fremdgehen in einer Beziehung verwerflich wäre – erst recht in Fernbeziehungen.

Denn wenn wir mal ganz ehrlich sind, kommt es am Ende des Tages in Beziehungen nicht nur auf emotionale, sondern auch auf körperliche Nähe an. Darauf wird man bei einer Fernbeziehung Ewigkeiten warten. Und warum sich nicht holen, was man braucht und trotzdem eine schöne Zeit mit der Freundin verbringen?

Von Eduard Ebert

Contra

So schnell wie das Studium die Wege verschiedenster Personen zusammenführt, so schnell trennt es sie auch wieder. Ehe sich der gemeine Student versieht, findet er sich in einer anderen Stadt oder sogar, Erasmus sei Dank, in einem anderen Land wieder. Oftmals allerdings nicht ohne einige persönliche Verwicklungen zu hinterlassen – Beziehungen zum Beispiel. Nun ist das Konzept der Fernbeziehung allerdings häufig Schöpfer eines gewissen Verdrusses und unversehens schlüpft der ehemals treue Partner in die Rolle des frivolen Fremdgehers. Frei nach Oscar Wilde: „Ich kann allem widerstehen, nur der Versuchung nicht."

Sicherlich könnte man nun auf den mildernden Umstand der räumlichen Distanz und das unverbesserliche Naturell des Menschen verweisen, ist damit aber schon längst der Krankheit unserer Zeit, diesem ordinären Opportunismus, erlegen. Dabei sind die Liebesdinge doch eigentlich seit jeher Hoheitsgebiet eines grenzenlosen Idealismus.

Ein Idealismus, der tausendfach zu Papier gebracht wurde und den unsere Zeit dennoch schmerzlich vermissen lässt. Hört Humbert Humbert etwa auf, Lolita zu lieben, als diese sich ihm für Jahre entzieht? Flüchtet Penelope in die Arme eines anderen Freiers, als ihr Odysseus nach zehn Jahren Krieg in Troja nochmal einmal so lange durch die Ägäis schippert? Nicht die Entfernung, sondern der Verlust dieser bedingungslosen Zuneigung offenbart sich als das wirkliche Problem. Jener Verlust bereitet der Diskussion über das Für und Wider eines potentiellen Seitensprungs erst den Boden.

Die Wahl, die sich eröffnet, ist somit eindeutig: Entweder man besinnt sich auf den eigentlichen Charakter der Liebe oder man gibt die Veredelung, die der Mensch nur in ihr finden kann, Bequemlichkeit und Ennui preis. Trifft man an dieser Stelle die richtige Entscheidung, stellt sich die Frage nach dem Fremdgehen schlicht nicht.

Von Matthias Luxenburger

ANZEIGE



Flucht vor dem Numerus Clausus

In Österreich studieren viele Deutsche Medizin. Wie geht das Land mit dem Andrang um?



Foto: hst

Wie auf Malle: mit ihren Handtüchern belegen die „Piefkes“ bis zu 20 Prozent der Plätze

Mit dem Abitur zerbrechen jeden Sommer Träume, wenn der Schnitt nicht für das Medizinstudium reicht. Für Abiturienten ohne 1,0-Schnitt bleibt das Studium meist ein Traum.

Wer fürs Studium aber bereit ist, über die Grenzen Deutschlands hinauszuschauen, wird es meistens in Österreich versuchen, wo es keinen Numerus Clausus (NC) gibt: Es zählt einzig und allein der österreichische Medizinertest MedAT. Das Studium in Österreich ist gratis und die Landes- und Studiensprache Deutsch. Dazu kommt die geographische Nähe, und schon ist klar, warum Österreich für die deutschen NC-Flüchtlinge die erste Wahl ist.

Das südliche Nachbarland hat vier Medizinische Universitäten – Graz, Innsbruck und Wien, sowie die Privatuniversität Salzburg. In Graz studiert Hannah aus Stuttgart. Mit einem Schnitt von 1,8 hatte sie in Deutschland keine Chance auf einen Studienplatz. Die Idee, es in Österreich zu versuchen, hatte sie von einer Freundin. Auch Lorenz aus Regensburg, der in Innsbruck studiert, hatte mit einer Abiturnote von 2,3 keine Chance. Während Hannah schon immer Ärztin werden wollte, hat Lorenz erst nach der Schule gemerkt, dass er am liebsten Medizin studieren würde. Und so entschloss auch er sich, es in Österreich zu probieren.

Insgesamt gibt es im 8-Millionen-Einwohner-Land nur 1680 Plätze für Medizin (Stand 2018), auf die sich dieses Jahr 15 880 Bewerber zum MedAT anmeldeten. Bei den Zahlen wird sofort klar: Die Chancen, einen Platz zu bekommen, sind gering. Für Österreicher stehen sie jedoch weitaus besser als für Deutsche: Seit 2006 gibt es eine Quote, die 75 Prozent der Studienplätze (1260) für österreichische Maturanten vorsieht. EU-Ausländer bekommen nach dieser Quote 20 Prozent (336), und für Nicht-EU-Ausländer sind fünf Prozent der Plätze (85) vorgesehen. Vorher durfte in Österreich nur Medizin studieren, wer auch im Heimatland einen Studienplatz hatte. Die alte Regelung wurde vom Europäischen Gerichtshof im Juli 2005 gekippt, da sie für diskriminierend befunden wurde.

Auch für die neue Quote musste Österreich kämpfen. Ursprünglich war sie als Übergangsregelung beschränkt, weshalb Österreich beweisen musste, dass es ohne die Quote einen erheblichen Ärztemangel geben würde. Da vier von fünf Deutschen (Quelle: Statistik Austria) nach dem Abschluss Österreich wieder verlassen, befand die EU-Kommission die Quote für angemessen, um das Gesundheitssystem zu schützen. Peter Loidl, Vizerektor der Medizinischen Universität Innsbruck, hält die Humanmedizin „für essentiell, um die nachhaltige medizinische Versorgung der österreichischen Bevölkerung zu gewährleisten.“

> Ein Medizinstudium kostet Österreich 60 000 Euro

Außerdem kostet das Medizinstudium den Staat pro Studierenden rund 60 000 Euro – Kosten, die sich dadurch rentieren müssen, dass die zukünftigen Ärzte in Österreich arbeiten und auch Steuern zahlen.

Hannah versteht, dass es die Quote gibt: „An sich finde ich die Quote gut, natürlich auch aus egoistischen Gründen. Ich kenne keine Uni in Deutschland, die 25 Prozent Nichtdeutsche als Studenten hat. Ich kann allerdings verstehen, dass es Ärger hervorruft, dass wir vom österreichischen Steuerzahler finanziert werden, allerdings hier nie Steuern zahlen werden.“ Und auch sie hat nicht vor, in Österreich zu bleiben. Lorenz hat weniger Verständnis für die Quote: „Ich bin etwas zwiegespalten – einerseits finde ich es unfair, andererseits aber auch verständlich. Österreich investiert viel Geld in jeden einzelnen Medizinstudenten, da ist es nur verständlich, dass sie sich absichern wollen, dass diese auch im Land bleiben.“ Ob er selber bleiben möchte, weiß Lorenz noch nicht.

Marcus, ein österreichischer Student aus Graz, mag die Quote: „Sicher ist man anfänglich ein wenig verärgert, dass alle nach Österreich kommen, nur weil Deutschland es nicht zusammenbringt, eine ähnliche Regelung zu schaffen“ und fügt hinzu, dass „Deutschland sicher einen größeren Ärztemangel beisammen hätte, wenn Österreich nicht so viele ausbilden würde.“ Trotzdem versteht Marcus, dass Deutsche nach Österreich kommen, und auch, dass viele von ihnen nach dem Abschluss wieder gehen. Auch Dr. Loidl weiß, dass sich die Arbeitsbedingungen im Land langfristig verbessern müssen: „Österreich muss danach trachten, sowohl die postgraduelle Facharztausbildung als auch die Rahmenbedingungen für ärztliche Niederlassungen so attraktiv zu gestalten, dass ein Wechsel nach Deutschland weniger erstrebenswert ist. Dies könnte einerseits durch entsprechende finanzielle Anreize realisiert werden, andererseits durch strukturelle Anpassungen im niedergelassenen Bereich.“ Auch in Zukunft kann Österreich deshalb mit einer Vielzahl von deutschen NC-Flüchtlingen rechnen. **(hst)**

Effizienz und Leberkäs

Als Deutscher muss man sich einiges anhören – zu Recht? Internationale Studierende prüfen Heidelberger auf Klischees

Heidelberg gilt als Inbegriff einer romantischen deutschen Stadt. Doch wie deutsch sind wir eigentlich? Das können am besten Austausch- und sonstige internationale Studierende beantworten. Einige von ihnen plaudern über unsere typischen Eigenheiten, Macken und Vorurteile und welchen Klischees wir in Heidelberg eigentlich gerecht werden.

Deutschlands Wetter lässt zu wünschen übrig. Es ist immer nass und kalt, an gefühlt 300 Tagen im Jahr bewölkt und das Wort „Übergangsjacke“ findet in keinem anderen Land so viele Suchtreffer auf Zalando. Einzig und allein die Kollegen von den britischen Inseln können uns in Puncto schlechtes Wetter übertreffen. Bestätigt wird uns dies von Esther, 24, aus Spanien, die das Wetter hier in Heidelberg als „typisch deutsch“ bezeichnet. „Am meisten fehlt mir das warme Wetter, da ich den deutschen Winter hasse“, meint Sofia, 21, ebenfalls aus Spanien.

Die Suche nach Eigenschaften, die deutscher sind als eine Rom-Com mit Matthias Schweighöfer, führt uns schnell zur Esskultur. In Deutschland kann man quasi aus allem einen Salat machen, wenn Mayo drauf ist. Das Einzige, das mehr verehrt wird als das deutsche Brot, ist Jesus, und einer Mahlzeit mit Wurst, serviert mit Bier oder Wein, kann man quasi nicht entkommen. Zumindest bei Letzterem hat sich für Monica, 24, aus Kanada, dieser Eindruck bestätigt: Typisch deutsch seien „das Essen, insbesondere Wurst, Wein und Bier“.



Zeichnung: acm

Deutsche haben international einen speziellen Ruf

Wer jetzt Esskultur für ein zu abgedroschenes Kriterium hält und sich fragt, ob es etwas deutscheres gibt, als mit 220 Stundenkilometern über die Autobahn zu düsen, sollte sich mal die typischen Eigenschaften unseres Prototyps anschauen. Klar denkt man sofort an die Familienvätern beliebte Sandalen-Sportsocken-Kombination. Aber auch das anständige Benehmen und Regeln wie das Respektieren roter Ampeln selbst nachts um drei, pedantische Ordentlichkeit, Pünktlichkeit, Effizienz und dass alle Deutschen Lederhosen tragen, sind unter den Top 10. Einige lassen sich schnell entkräften: Nur unterhalb des Weißwurst-Äquators sieht man auch jenseits der Oktoberfest-Saison Tracht, und was Pünktlichkeit angeht, braucht man nur mal Richtung Deutsche Bahn schauen. Was Effizienz betrifft, so scheint Angelica, 24, aus Italien ein gutes Bild von uns zu haben: „Typisch deutsch ist die gute Organisation und, dass die Deutschen zuerst zurückhaltend, dann nett sind.“ Zuzanna, 21, aus Polen, fügt dem hinzu: „Typisch deutsch sind auch die alten, historischen Häuser.“

Zusammenfassend kann man festhalten, dass wir – zumindest nach Ansicht der befragten Studierenden – in jeder Kategorie eines der aufgezählten Klischees erfüllen. Da diese allerdings bis auf das Wetter recht positiv ausfallen, können wir uns seelenruhig zurücklehnen, das Best-Of-Album von David Hasselhoff laufen lassen und auf die Wurst zum Abendessen freuen. **(sth)**

Choose your fighter

Unsere Top 4 Erasmusziele unter die Lupe genommen

Heidelberg ist die schönste Stadt Deutschlands und das kulturelle Epizentrum der Welt. Gerade weil man als Studierender hier alles hat, lohnt sich der Ausflug in provinziellere Städte als Teilerfahrung des kulturellen Coming-of-Age und der Selbstreflexion. Daher pilgern jährlich über 600 Studenten der Universität Heidelberg in die Provinzen Europas. Hier gibt es einen Überblick über die beliebtesten Erasmusländer, wo es das billigste Bier gibt und wo das Mensaessen am teuersten ist. **(pmu)**



Wenn Großbritannien ein Tier wäre, dann wäre es bald ausgestorben. Bevor das Land Brexit-bedingt in der Vergessenheit versinkt, wird noch schnell ein Foto mit der Queen in die Story geladen und Essig auf die Pommes gekippt. Sieht beides nicht schön aus, ist aber very international und die Pommes schmecken gar nicht so schlecht.



Wer denkt, dass in Frankreich alle Menschen Baskenmützen und gestreifte Shirts tragen, liegt goldrichtig. Tatsächlich nutzen viele Franzosen die Streifenmuster als Morsecodes. Kurz-Lang-Kurz-Lang bedeutet, dass kein Baguette mehr im Haus ist. Sacrebleu!



Frisch aus dem Flieger gestürzt, versengt die feurige Sonne Spaniens die Haut und verbrüht den Körper. Aus jeder Pore tropft Schweiß und jede Bewegung wird zur Qual. Gepeinigt und auf der Suche nach Flüssigkeit verkriechen sich die meisten Studierenden in die schattige Bibliothek. Statt Salsa, Sangria und Siesta warten hier widerlicher Kaffee und kalte, flackernde Fluoreszenzlampen. Man fühlt sich also fast wie Zuhause. Wer denkt, dass man in Spanien, dem Mekka der universitären Leistungsgesellschaft, nur säuft und feiert, der glaubt wohl auch noch an die Regelstudienzeit.



Grafiken: pmu

Um den kulturellen Austausch besonders einfach zu gestalten, spendiert die Uni jedem Erasmusstudierenden eine Vespa. Unter ständigem Fluchen und Hupen kann man damit prima Touristen die Selfiesticks aus der Hand reißen und wegfahren. Nach drei Espressi mit Schuss wird wackelig, aber gekonnt die nächste Pizzeria angesteuert. Während Onkel Mario davon erzählt, wie sehr er seine Mutter liebt, brutzelt die Pizza Hawaii im Steinofen. Dass du Marios Mutter auch liebst, solltest du ihm aber nicht auf die Nase binden.

Ausgang ungewiss…

Was denken Heidelberger Studierende aus Großbritannien über den Austritt aus der EU?



£38 000
könnten deutsche Studierende bald für ein Semester in Großbritannien bezahlen.

64 %
der 18 bis 24-Jährigen haben 2016 für einen Verbleib in der EU gestimmt.

5 Monate
bleibt Großbritannien noch in der Europäischen Union.



Foto: Impertinex (https://commons.wikimedia.org/wiki/File:People's_vote_on_Brexit_march,_London,_June_23,_2018_23.jpg), https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode

Die Kontroverse des Brexit ist überall zu spüren

Brexit means Brexit", gab Theresa May, Premierministerin des Vereinigten Königreichs, im Juli 2016 in einer Rede zu Protokoll. Besagter Satz wird mittlerweile in Großbritannien oft und gerne zitiert, wenn es um die theoretische und praktische Umsetzung des Brexitprojektes geht. Doch handelt es sich beim Brexit schlichtweg um den Exit Großbritanniens aus der Europäischen Union? Welche Konsequenzen hat das eigentlich für uns Studierende?

Die Briten Tom, Joe, Ben und Chris sind Studenten an der Uni Heidelberg und haben über ihre persönlichen Einstellungen und Sorgen gesprochen. „Für britische Studierende können sich durch einen Auslandsaufenthalt ganz neue Perspektiven und kulturelle Erfahrungen auftun. Das Geschichtsstudium in England ist ganz anders aufgebaut als in Deutschland", findet Tom.

Welche Bedeutung ein Auslandsaufenthalt für die persönliche Zukunft haben kann, zeigt der Lebenslauf von Dr. Nicholas Martin. Er kam als DAAD-Stipendiat in den Achtzigern an die Ruperto Carola. „In Heidelberg entwickelte sich meine lebenslange Liebe zu Deutschland", sagt er. „Nach dem Studium arbeitete ich kurz bei der Deutschen Bank in Frankfurt, und dann ging ich nach Oxford zurück, wo ich über Nietzsche und Schiller promovierte." Heute ist er Leiter des Germanistischen Instituts an der University of Birmingham.

Angesprochen auf Theresa May sagt Ben: „Sie ist zum Scheitern verurteilt. Alle Versprechen der Brexit-Befürworter sind unmöglich unter einen Hut zu bekommen, zu unterschiedlich sind deren Interessen." Bezüglich eines zweiten Referendums führt Chris an, dass dies zwar theoretisch sinnvoll wäre, seiner Auffassung nach der Brexit jedoch „wie ein riesiger Stein" sei, „der unaufhaltsam auf den Abgrund zurollt". Zu groß sei dessen politische und gesellschaftliche Sprengkraft. „Ein zweites Referendum würde den Brexit außerdem nicht zwangsläufig ablehnen", denkt Joe.



Der Brexit lässt viele Studierende im Ungewissen

Was bedeutet Brexit konkret für das Studierendendasein? Für die aktuell 58 britischen Studierenden in Heidelberg und 113 Heidelberger Studierende in Großbritannien wird sich aus universitärer Sicht vorerst nichts ändern. Alexandra Braye von der Erasmuskoordinationsstelle der Universität Heidelberg meint dazu: „Es ist zumindest vorgesehen, das Erasmus+-Programm bis 2021 genauso weiterlaufen zu lassen. Natürlich sind alle Seiten, vor allem auch unsere britischen Partneruniversitäten, bemüht, den Status quo aufrecht zu erhalten. Aber es kommt letztendlich auf die Verhandlungen an, ob es ab März 2019 eine Übergangsphase geben wird, und wenn ja, wie diese aussehen soll."

Im Hinblick auf ihre persönliche Zukunft äußern alle Befragten ganz unterschiedliche Vorstellungen. „Ich spiele mit dem Gedanken, nach meinem Studium dauerhaft nach Deutschland zu ziehen", meint Tom und fügt scherzhaft hinzu: „Außerdem habe ich jetzt als Erasmusstudent ein Jahr Zeit, eine deutsche Freundin zu finden".

Ben berichtet von Freunden in Großbritannien, die aufgrund ihrer Abstammung irische oder französische Pässe beantragt haben. Er selbst spricht mehrere Sprachen und möchte nach dem Studium sowieso im Ausland leben. Chris ist glücklich darüber, bereits deutscher Staatsbürger zu sein. Dagegen will Joe auch in Zukunft in Großbritannien bleiben, um vor Ort die Zukunft seines Heimatlandes mitgestalten zu können. Alle vier wünschen sich auch weiterhin enge Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland.

Alle Befragten rechnen kurzfristig mit negativen Folgen für Großbritannien, wie ökonomische Einbußen bei einer Finalisierung des Brexits und ein mögliches Wegfallen von wichtigen EU-Fördergeldern für britische Universitäten. Mit Blick auf den 29. März 2019 ist Joe überaus mulmig zumute. „Bis März 2019 werde ich noch wie ein EU-Bürger behandelt, aber ich rechne fest damit, dass ich danach beim Reisen eingeschränkt sein werde. Außerdem habe ich vom Bürgeramt bislang noch nichts gehört, was meinen Aufenthaltstitel in Heidelberg angeht."

Ganz so simpel, wie es sich Theresa May 2016 vorstellte, ist es also nicht. Fakt ist, dass auf ihr Land gewaltige Veränderungen zukommen. **(nhh, hlp)**

KLEINES BREXIT-FAQ

Wie ist der aktuelle Stand der Brexit-Verhandlungen?
Großbritannien (GB) wird am 29. März 2019 aus der Europäischen Union austreten. Mittlerweile sind 95 Prozent der Brexit-Verhandlungen abgeschlossen, jedoch sind einige größere Streitpunkte, wie der der Grenze zwischen Irland, das weiterhin Teil der EU sein wird, und Nordirland, das mit GB aus der EU austreten möchte, noch nicht geklärt.

Innenpolitisch steht Theresa May, Premierministerin GBs, unter Druck, weil das Brexit-Lager einem schlechten Deal im Parlament nicht zustimmen wird. Politiker des Anti-Brexit-Lagers aber würden im Falle eines harten Brexits, vermutlich noch energischer als bisher, eine neue Abstimmung über den Ausstieg fordern. **(jsk)**

Zahlen und Fakten zum deutsch-britischen Austausch mit Erasmus+: Was steht auf dem Spiel?
Durch das Erasmus+-Programm müssen Studierende keine Studiengebühren zahlen und bekommen finanzielle Unterstützung von der EU. Seit 1987 ermöglicht Erasmus 125 000 Studierenden aus anderen europäischen Ländern einen Aufenthalt in GB. 2015 waren 4889 Deutsche in GB, davon 21,8 Prozent aus Baden-Württemberg.
Die Universität Heidelberg kooperiert mit 280 Universitäten in Europa. Dies ermöglicht jährlich 600 Heidelberger Studierenden die Teilnahme an einem Austausch im europäischen Ausland und 500 außerdeutschen Europäern einen Aufenthalt in Heidelberg.

Welche Auswirkungen hat der Brexit auf Erasmus+?
Der Austritt Großbritanniens aus der EU wird auch das Austauschprogramm Erasmus+ betreffen. Welche langfristige Regelung nach dem Brexit und in der Übergangsphase gilt, ist noch nicht vollständig geklärt. In einem Bericht der EU und GBs wurde festgehalten, dass GB bis Ende 2020 unverändert an dem Programm teilnimmt. Die Weiterführung der Kooperation im Falle eines ungeregelten Austritts wird von der britischen Regierung angestrebt.

Was passiert mit laufenden Stipendien?
Im Falle eines ungeregelten Austritts und des Aussetzens von Erasmus+ werden bereits bewilligte Stipendien nach dem Brexit von der britischen Regierung finanziert und Bewerbungen für das akademische Jahr 19/20 noch bis zum Austrittsdatum angenommen. Die Regierung bürgt damit für die Weiterführung der Ausschüttung der Stipendien, sollte von der EU kein Geld mehr ausgezahlt werden.
Jedoch weist die britische Regierung darauf hin, dass die Möglichkeit besteht, dass Erasmus+-Stipendien im Falle eines „no-deal" Brexits vorzeitig beendet werden könnten. **(deh)**

Wie könnte es weitergehen?

Der Auslandsaufenthalt in Großbritannien gehört zu einem der Beliebtesten bei Studierenden in Baden-Württemberg. Das könnte sich durch den Brexit ändern. Drei Szenarien sind nach dem Austritt im März 2019 möglich.

1. Es ändert sich nichts: Das Erasmus+-Programm bietet Angebote in Programmländern in Europa und Partnerländern weltweit an. Unter den Programmländern befinden sich auch Mazedonien, Island, Norwegen, Liechtenstein und die Türkei, die alle nicht der EU angehören.

2. Ein alternatives Austauschprogramm wird etabliert: Auch die Schweiz musste eine Alternative zu Erasmus organisieren, nachdem die EU-Kommission 2014 beschloss, die Schweiz aus dem Erasmus+-Programm auszuschließen. Die Schweiz hatte für die Einschränkung der Personenfreizügigkeit abgestimmt. Nach 90 Tagen brauchen auch Bürgerinnen und Bürger aus EU-Staaten eine Aufenthaltsgenehmigung, um in der Schweiz zu leben.

Mit dem Swiss-European Mobility Programme hat die Schweiz mittlerweile eine Alternative geschaffen, die mit den Programmländern von Erasmus+ kooperiert. Der Austausch wird von den Schweizer Universitäten und Hochschulen organisiert. Sowohl die Schweizer Studierenden, die ins Ausland gehen, als auch diejenigen, die in die Schweiz kommen, werden von der Schweiz finanziell gefördert. Die EU beteiligt sich nicht daran. Es ist fraglich, ob Großbritannien bereit ist, ähnliche Mittel für ausländische Studierende bereitzustellen, wo der Wunsch, weniger Geld für andere Länder auszugeben, doch einer der Hauptgründe für den Brexit war.

3. Ein Austausch ist nicht mehr möglich: Gäbe es keine neue Regelung, würde es für deutsche Studierende erheblich teurer werden, in Großbritannien zu studieren. Zurzeit zahlen Bachelorstudierende aus EU-Staaten dieselben Studiengebühren wie britische: bis zu 9250 Pfund pro Jahr. International Students bezahlen je nach Studiengang zwischen 17 000 und 38 000 Pfund. Dazu kommen die hohen Lebenskosten und zukünftig eventuell ein Visum. Selbst wer seine Crumpets bei Aldi kauft und statt Wohnheim auf ein WG-Zimmer setzt, müsste erheblich mehr Geld einplanen. **(hlp)**

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studentenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3–5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.
Druck: Freiburger Druck, Freiburg
V.i.S.d.P.: Julia Edelmann
Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3–5, 69120 Heidelberg
Telefon: 06221 / 18 71 310 0
E-Mail: post@ruprecht.de
Anzeigenanfragen an: anzeigen@ruprecht.de
Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de
Facebook, Twitter und Instagram: @ruprechtHD
Redaktion: Alexandra Koball (xko), Alina Jacobs (asj), Anaïs Kaluza (acm), Bérénice Burdack (beb), Eduard Ebert (eeb), Esther Megbel (bel), Elif Dabazoglu (eli), Eylül Tufan (eln), Cornelius Goop (goc), Hannah Lena Puschnig (hlp), Hannah Steckelberg (hst), Jakob Bauer (jkb), Julia Edelmann (jul), Lea Dortschy (led), Esther Lehnardt (leh), Lukas Jung (lkj), Maren Kaps (mak), Matthias Luxenburger (mal), Marie-Thérèse Roux (mtr), Nele Bianga (nbi), Selina Demtröder (dem), Sonali Beher (sbe), Stefanie Weber (stw), Svenja Rogg (slr), Tillmann Heise (the)
Freie Mitarbeiter: Céline Jacamon (cja), Devika Herrmann (deh), Ina Mayländer (dre), Janis Kuhn (jsk), Martin Herrmann (mah), Niklas Hauck (nhh), Pauline Roßbach (par), Patrick Müller (pmu), Steffi Haas (sth), Valerie Gleisner (vgl)
Redaktionsschluss für die Ausgabe 177: Dezember 2018



Personals

eeb: So viele Frauen brauchen mich. Das bin ich gar nicht gewohnt.
sbe: Nichts ist besser als Meuthen und Pizza am Abend.
beb: Was ist eigentlich der Plural von Campus?
nbi: Campussy.
sbe: Die Bild-Zeitung ist einfach woke.
mak: Schaufensterpuppe? Ich will einen richtigen Mann.

Worst-of-Wohnraum

Quartett

Wohnen in Heidelberg ist ein Thema für sich. Aufdringliche Vermieter, permanente WLAN-Probleme oder ungeliebte (mitunter tierische) Mitbewohner: Beinahe alle haben solche Erfahrungen gesammelt. Vereinigungen wie das Wohnraumbündnis versuchen, die Situation durch politische und gesellschaftliche Arbeit zu verbessern. Der *ruprecht* hat einige Behausungen gesammelt und in einem Quartett zusammengetragen – zum Trumpfen und Diskutieren mit Kommilitonen oder Mitbewohnern in den Kategorien:

A Wohnheime · **B** Outdoor · **C** WG-Universen · **D** Leben am Limit



Anleitung

1 Das Set besteht aus 4 x 4 Karten. Zunächst müssen diese ausgeschnitten werden. Möglicherweise trifft man bei der Suche nach einer Schere auf einen netten Nachbarn, von dem man vorher noch nichts mitbekommen hatte.

2 Nachdem ihr dieses hochwertige journalistische Dokument in seine Einzelteile zerlegt habt, um Spielkarten zu erhalten, werden diese nun gründlich gemischt und an die Mitspielenden verteilt.

3 Entweder kann nun ein klassisches Quartettspiel begonnen werden oder man trumpft völlig subjektiv drauflos. Die Regeln stehen dabei noch zur Debatte. Was bietet mehr Wohnkomfort – eine Wiese voller Entenkacke oder ein Vierersitz in der Bahnlinie 5?

4 Viel Spaß!

Ruprechter

Die Wohnraumexperten: xko, nbi, jul, beb, hst, dem, ibi